Geschwisterleben.

Roman

von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Sechstes bis achtes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

Wir haben von vier in Ruhe und Freude für die Familie Dalberg verflossenen Jahren gesprochen. Aber wie man auf der Reise durch eine schöne, obwohl einförmige Gegend mitunter stehen bleibt, um den einen und andern ungewöhnlicheren Gegenstand zu betrachten, so bitten wir um Erlaubniß, die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige Punkte in diesen vier glücklichen Jahren zu lenken, auf welche wir jetzt unser Fernglas richten wollen. Wir versichern, daß es wirklich ganz romantische Punkte sind.

Erster Punkt.

Eines schönen Tags stand Bruder vor Göthilda und sagte ganz kurz:

„Ich reise nach England."

Die schon früher erwähnte ägyptische Finsterniß malte sich deutlich in Göthildas Augen, die sich weit, sehr weit öffneten.

Voll Verwunderung sagte sie:

„Nein! Wirklich?"

„Wirklich!"

„Im Ernst?"

„Im vollsten Ernst."

„Aber warum denn?"

„Darum, weil ich einen dummen Streich gemacht habe und die Folgen abzuwenden suchen muß."

„Einen dummen Streich? Du, Bruder, das kann ich nie glauben."

„Es ist aber doch so; ich habe mich von der größten aller Thorheiten, von der Liebe narren lassen.“

„Ah, da hätten wir ja das Allerschlimmste.“

„Ja, und die Liebe hat mich so zum Narren gemacht, daß ich mit einer Liebeserklärung herausrückte.“

„Seraphine Woltmann!“ rief Göthilda und klatschte in die Hände.

„Ja, Göthilda, aber Dir allein sage ich das. Kein Mensch in der Welt darf — wenigstens vor der Hand — um die Sache wissen.“

„Nun, Du weißt ja, daß ich schweigen kann wie eine ägyptische Katakombe.“

„Das weiß ich, und eben darum erzähle ich Dir auch die Geschichte, damit Du mit Seraphine sprechen und ihre Freundin sein kannst, während ich fort bin. Ja, ich liebe das engelgute Mädchen und habe sie schon lange geliebt. Aber erst seit ein paar Wochen bin ich über meine Gefühle für sie recht ins Klare gekommen. Ich habe mich lange darüber getäuscht und geglaubt, es sei blos innige Theilnahme, Freundschaft, aber . . .“

„Und sie — sie war wohl nicht gefühllos? Ich weiß, Bruder, was sie fühlt; ich habe schon längst in ihrem Herzen gelesen, sie liebt Dich!“

„Ach, ich wagte es kaum zu denken, aber es ist wirklich so: dieses reine, gute Herz ist wirklich mein. Und ich versichere Dich, Göthilda, daß ich niemals glauben konnte, ein Mädchen könne mich je lieben; ich begreife es nicht.“

„Und ich, mein lieber Bruder, versichere Dich, daß ich es recht wohl begreife. Inzwischen sehe ich in dieser Geschichte noch nichts so Schreckliches und namentlich keinen Grund, das Land zu verlassen.“

„Die Fortsetzung folgt: Eines Tags, als mein Herz übervoll wurde, beim Anblick der Geduld, welche das gute, liebe Mädchen mit ihrem Vater und ihrer Tante haben muß, brach das Geheimniß heraus, und ich sagte ihr

Alles, was ich für sie fühlte. Ihre Antwort machte mich glücklich wie einen Narren oder vielmehr wie einen klugen Menschen; denn die Ergebenheit eines so guten Mädchens ist das höchste Glück, das ein Mann sich wünschen kann. Aber der alte Woltmann hatte uns belauscht, er trat vor, und nun kam es zu einem Auftritt, daß Gott erbarm! Er hielt mir meine Armuth vor und erklärte meine Gefühle gegen seine Tochter als eine Narrheit. Ich suchte meine Fassung zu behaupten und ohne Bitterkeit zu antworten, wie ich auch mußte."

Er besänftigte sich und sagte mir einige kalte Artigkeiten. Wir trennten uns, ohne daß wir eigentlich Krieg oder Frieden erklärt hätten, aber von Stund an ist meine Stellung im Hause wahrhaft unerträglich geworden. Ich und Seraphine werden von dem Alten und seiner Schwester beständig bewacht und belauert, und Seraphine sehe ich nie anders als mit verweinten Augen. In Folge dessen faßte ich meinen Entschluß, kündigte meine Stellung bei Woltmann auf, erbot mich aber zugleich für seine Rechnung ein wichtiges Geschäft mit einem großen englischen Handelshaus zu betreiben, mit welchem ich jetzt in Verbindung zu treten gedenke. Der alte Woltmann nahm mein Anerbieten sehr gut auf und schien sich außerordentlich darüber zu freuen, daß er mich auf eine anständige Weise los werden konnte. Ich besprach die Sache heute mit Onkel Herkules, und dieser machte mir sogleich den Vorschlag, den jungen Jarl mitzunehmen."

„Den ungeschliffenen Edelstein!" rief Göthilda, „was soll denn der außer Lands machen?"

„Die Baukunst studiren, der er sich widmen will, und die in unserem Lande auf schwachen Füßen stehen soll," antwortete Bruder. „Ueberdies behauptet der Onkel, der Junge werde durch die Erziehung bei seiner Pflegemutter ganz und gar verdorben und müsse schlechterdings in die Welt hinaus, wenn etwas Taugliches und Tüchtiges aus ihm werden solle. Auch hat er sich in seiner

Freigebigkeit erboten, die Reise, sowie einen dreijährigen Aufenthalt im Auslande für ihn zu bezahlen. Ich soll nun für den Anfang diesem jungen Telemach eine Art von Mentor sein. Ich will es auch gerne unternehmen, denn ich habe den Jungen lieb und es soll mir ein Vergnügen sein, ihn zum Reisegenossen zu haben. Soweit haben wir nun die Sache abgemacht, aber . . ."

„Und dies Alles ohne mir ein Wörtchen davon zu sagen, ohne mich um Erlaubniß zu bitten!" rief Göthilda.

„Ich bitte dero erzürnte Gnaden höflichst um Entschuldigung. Ich bin eben jetzt gekommen, um meine Bitte vorzutragen."

„Und wenn ichs nun verbiete!"

„Ja dann muß ich je eher, je besser das Feld räumen. Im Ernst, Göthilda, ich kann nicht länger in dieser Lage bleiben, ich muß mir eine sichere Lebensstellung, ein unabhängiges Vermögen zu erwerben suchen, so daß ich einst Seraphinen ein sorgenfreies Leben, ein angenehmes Hauswesen anbieten kann, und dazu bekomme ich durch das englische Handlungshaus Gelegenheit. Vielleicht kann ich in ein paar Jahren zurückkommen. Der Alte mag seine Geldkisten für sich behalten; ich kann sein Geld entbehren und mich auf eigene Faust durchschlagen."

„König David war ein kleiner Mann," versetzte Göthilda, „Napoleon war ein kleiner Mann; Schwedens Engelbrecht und Carl XII., ebenso König Sverre von Norwegen und mehrere andere große Männer waren gleichfalls kleine Bürschchen. Ich zweifle daher keineswegs, daß auch mein Brüderchen sich durchschlagen und in seiner Weise ein großer Mann werden wird; — aber... aber ..." und hier verließ der scherzende Ausdruck Göthildas Miene, um einem über die Maßen traurigen Platz zu machen — „aber denkst Du denn gar nicht daran, daß es doch eine Sünde gegen mich ist, wenn Du mich

auf solche Art verlässest? Hast Du denn alle Deine Gefühle und Gedanken blos für Seraphinen?"

Göthilda weinte laut.

„Du hast ja Augustin, Du hast ja Hedwig hier, Du hast auch mich, wenn ich auch ein Bischen entfernt bin," tröstete Bruder, indem er sie umarmte; — und dann komme ich ja wieder . . ."

„Ja, um Hochzeit zu halten und mich dann auf immer zu verlassen!" rief Göthilda . . . „Ach die garstige Liebe! ich hasse sie vom Grund meines Herzens, denn sie bringt nichts Anderes als Kummer und Unglück in die Welt, sie raubt mir alle meine liebsten Freunde! Ich wollte, sie würde gehenkt!"

Bruder lachte über Göthildas Verzweiflung, ergriff ihre Hand und sagte dann ernst und zärtlich:

„Aber bevor ich abreise, muß ich über eine gewisse Sache Licht bekommen: ich muß wissen, was meine Göthilda seit einiger Zeit auf dem Herzen hat; denn Etwas ist es, das sehe ich wohl."

„Ja, . . . Etwas ist es," antwortete Göthilda, indem sie das Gesicht in ihre Hände legte, während ihre Schläfe sich purpurroth färbten, und ihre Adern von dem aufsteigenden Blute anschwollen.

„Aber was ist es denn, Göthilda? was ist es, mein liebes Schwesterchen? Ich will es wissen," sagte Bruder in schmeichelndem Tone.

Ach ich kann es Dir nie . . . nie . . . sagen."

„Du mußt! Ich glaube sonst, daß meine arme gute Göthilda an einer unglücklichen Liebe leidet."

„An unglücklicher Liebe!" rief Göthilda, indem sie stolz ihren Kopf erhob und die dunkeln Locken aus der Stirne schüttelte, während ihre Augen blitzten. „Ach, ihr liebevollen oder vielmehr liebetollen Menschen könnt Euch kein anderes Unglück, kein anderes Leiden denken, als unglückliche Liebe. Liebe? Ja wahrhaftig, eine schöne Liebe!

Nein, Bruder, was mich unglücklich macht, und was mich quält, daß ist der Haß. Ich hasse, ja ich hasse so brennend; so abscheulich, so schrecklich, so grenzenlos, so bis in den Tod und in die Hölle..."

Hier hielt sie inne und Bruder trat beinahe erschrocken vor dem Ausdrucke ihres Gesichtes zurück, indem er verwundert rief:

„Aber wen denn um Gotteswillen? Wen hassest Du?"

„Den Kaiser von Rußland."

„Bist Du verrückt, Göthilda?"

„Nein ich bin vollkommen bei Verstand und bei Vernunst, und Du brauchst mich gar nicht so verblüfft anzusehen; ich bin bei Verstand und weiß, was ich sage und was ich fühle. Ich hasse den russischen Kaiser sammt seinem ganzen Volk und wünsche ihm alles Böse in der Welt zum Lohn für das Leid, das sie unserem schwedischen Vaterlande angethan haben, und nie, nie werde ich einen russischen Unterthanen heirathen. Nein, niemals, lieber sterben!"

„Du scheinst mir nicht bei Troste zu sein, Göthilda. Wer denkt denn daran, Dich mit einem russischen Unterthanen zu verheirathen?"

„Niemand anders als der Onkel. Ich bin — auf welche Art, das thut nichts zur Sache — dahinter gekommen, daß er im Sinne hat, mich mit dem Vetter Jarl zu verheirathen. Aber ich hasse Jarl, weil er ein russischer Unterthan ist und weil er stets die Parthei der Russen und des russischen Kaisers gegen mich ergreift. Ich glaube, er wäre wirklich im Stande, mich zu heirathen, nur damit er mich nach Sibirien führen und zu Tode ärgern könnte. Nun aber ist der Onkel sehr bestimmt in seinen Entschlüssen, und ich habe ihm noch überdies ein Recht eingeräumt, über mein Schicksal zu verfügen. Aber ich besitze auch einen festen Willen, wenigstens in dieser Angelegenheit. Du wirst sehen, Bruder,

daß aus dieser Geschichte da noch ein großes Unglück entsteht; das kann nicht gut endigen."

Bruder konnte sich eines lauten Lachens über Göthildas Haß und ihre düstere Prophezeihungen nicht enthalten: er scherzte über die bevorstehende gräßliche Tragödie, bis Göthilda, die sich im Anfang beleidigt gefunden hatte, endlich mit ihm lachen mußte, obschon sie sagte:

„Ja, ja, lache nur, vielleicht kommt ein Tag, wo Du und wir alle über die bevorstehende Tragödie weinen werden."

„Aber Bruder lachte blos und erwiederte:

„Laß nur gut sein, kommt Zeit, kommt Rath;" er gab noch mehrere solcher Beruhigungspulver-Maximen, wie Göthilda sie nannte, zum Besten, und dieselben wirkten ganz heilsam auf ihr brausepulverartiges Gemüth.

Nach einigen Tagen kam Bruder mit seinem Reisegefährten, um Abschied zu nehmen. Der Reisegesellschafter machte vor Göthilda seine allerschlechteste Gesellenverbeugung, und der Abschied zwischen Beiden wurde sauersüß.

Göthilda verehrte ihm eine Reisetasche: „Damit Du," sagte sie, „wenn Du als Gesell in der Welt umherreisen mußt, doch etwas hast, um Deinen Futtersack einzustecken. Nimm sie der alten Bekanntschaft wegen von mir an."

„Und wenn ich als Meister zurückkehre," sagte Jarl, „darf ich dann kommen und von Neuem mit Dir Bekanntschaft machen, Dich bewundern und mich von Neuem von Dir bewundern lassen? Ich denke, wir könnten uns beide während dieser Zeit verändern."

„Ja das möchte Nichts schaden, besonders bei gewissen Menschen," bemerkte Göthilda.

„Gerade so denke auch ich," versetzte Jarl mit bedeutungsvollem Lächeln, indem er ihre Hand schüttelte. Und mit dieser Versicherung übereinstimmender Denkungsweise schieden sie von einander.

Die zwei jungen Männer reisten, und Hedwig und Augustin boten Alles auf, um Göthilda über den Verlust ihres „allerliebsten“ Bruders zu trösten und aufzuheitern.

Dies that in seiner Weise auch Onkel Urbanus Myrtenblad, allein wir ersparen diese Betrachtung auf den

Zweiten Punkt.

Onkel Urbanus kam jetzt immer häufiger, bald um Göthilda seine Charaden aufzugeben, bald um sie mit der Flöte zum Fortepiano zu accompagniren, bald um sie die Copien der langen Briefe lesen zu lassen, die er an irgend einen der ausgezeichnetsten Männer Schwedens schrieb.

Der Leser wird sich erinnern, daß Onkel Urbanus das seltene Glück hatte, mit Allen sammt und sonders bekannt zu sein, und mit Allen in ihren Ansichten und Denkungsweisen übereinzustimmen. — Mitunter kam er auch blos, um sie durch seine Unterhaltung zu erheitern. Um das Mädchen von sich selbst und gewissen melancholischen Grübeleien, welche Onkel Urbanus bereits bemerkt hatte, abzulenken, wußte er kein klügeres Mittel, als daß er ihre Aufmerksamkeit auf seine eigene Person, seine Verdienste, seine Eigenschaften, sein Glück zu ziehen suchte. Einmal ums andere fiel ein kleiner Wink, daß er einst viel Glück bei den Schönen gemacht, daß er Dieser und Jener gefallen habe; und dann kamen lächelnd Mienen, Handküsse, zärtliche Blicke und kleine Annäherungen, welche Göthilda um so lästiger zu werden anfingen, als sie sah, daß ihre Geschwister bedeutungsvoll darüber lächelten, und daß Onkel Herkules seine großen scharfen Augen mit dem allerhöhnischsten Ausdrucke von der Welt auf dieses Treiben zu richten begann. Sie gerieth eines Tags mit dem alten General heftig zusammen, ein Streit, in dem sie

bald weinte, bald lachte, der aber keine andere Wirkung hatte, als daß zu den ärgerlichen Blicken und Mienen noch eine verstellte Geheimthuerei kam, welche zu sagen schien: ich sehe Alles, aber ich will thun, als ob ich nichts bemerkte, ich will nicht, das verspreche ich dir, ich will nicht geniren . . . . nichts davon sagen u. s. w.

„Ich wollte, die dumme Geschichte wäre einmal aus," dachte Göthilda und begann über das Problem nachzusinnen, das alle guten Mädchen in solchen Umständen zu lösen suchen müssen, nämlich wie man einen Liebhaber beseitigen kann, ohne einen Freund zu verletzen oder für immer sich zu entfremden.

„Ja," dachte Göthilda, „er ist doch immer sehr artig gegen mich gewesen, dieser Onkel Urbanus, und er ist noch jetzt sehr gut; ich will deshalb nicht, daß auch er mich verläßt, wie alle Andern." Und Göthilda seufzte über ihr herbes Schicksal, faßte sodann in Folge einer Inspiration, welche sie ganz besonders glücklich fand, ihren Entschluß, verschaffte sich eine alte Leichenrede auf die heilige Frau Friederike Eleonore Myrtenblad und begann dieselbe mit großem Eifer zu studiren.

„Ich wollte, es käme zum Schluß, und die Sache entschiede sich einmal," sagte in derselben Zeit Direktor Urbanus zu sich selbst, indem er sich nach rechts und links im Spiegel betrachtete, lächelte, nickte und sein Selbstgespräch mit einem Ja, Ja schloß. Sodann fuhr er mit der Bürste einige mal über seinen Hut, so daß er so glatt und glänzend wurde, wie das Gesicht des Eigenthümers, und spazierte darauf zu einem Morgenbesuch bei Göthilda Dalberg.

Göthilda stand eben am Fenster, und begoß eine welkende Myrthe, ihre eigene Myrthe, die, wie sie behauptete, stets unglücklich und melancholisch aussah. Göthilda meinte sich zum Unglück geboren.

„Ei, seht die Myrthe!" rief Onkel Urbanus gleich beim Eintreten, „eine Jungfrau, die ihren Myrthenstock

begießt . . . das ist ein Zeichen, daß sie sich bald ihren Brautkranz zu flechten gedenkt. Wie beliebt? wie beliebt? He, he, he!"

„Jetzt kommt es," dachte Göthilda und wurde ganz warm.

„Und," fuhr Direktor Urbanus fort, „es paßt um so besser, als ich hm, hm, hm . . . gerade jetzt einen kleinen Vorschlag zu machen habe. Ich habe Dir heute früh eine kleine Charade aufzugeben, Göthilda. Darf ich? . . ."

„Ach, Onkel, ich bin diesen Morgen so dumm, daß ich gar nichts errathen und begreifen kann."

„Nicht einmal das Wörtchen Liebe?"

„Das am allerwenigsten; ich verstehe weder das Wort, noch seine Bedeutung, und will es auch nicht verstehen..."

„Aber wenn ich es Dir erklären dürfte, wenn ich Dich belehren dürfte!"

„Ach, Onkel, ich bin so ungelirnig, aber Onkel, sagen Sie mir doch einmal, was Sie für die selige Tante Myrtenblad empfunden haben. Wie müssen Sie diese Frau geliebt haben und welch ein vortreffliches Weib muß die selige Tante Lona Myrtenblad gewesen sein?"

„Ach ja, vortrefflich! ganz vortrefflich! Aber nicht von ihr wollte ich reden."

„Und ihr Hinscheiden, ihr Tod, wie rührend muß das gewesen sein! Welche Liebe muß sie Ihnen gewidmet haben!"

„Ach ja, sie hat mich angebetet, ich war ihr Abgott, ihr Gott — es war beinahe — beinahe zu viel."

„Wissen Sie, Onkel, wenn man so glücklich gewesen und von einer solchen Frau so innig geliebt worden ist, so glaube ich, man sollte ihr beständig treu bleiben, auch in der Erinnerung, und ihr Bild niemals durch ein anderes aus seinem Herzen verdrängen lassen. Man sollte sie und ihre Liebe beständig in Gedanken haben."

„Ja gewiß, ja gewiß, aber . . . aber . . ."

„Auch sollte man," fuhr Göthilda mit zunehmender Wärme fort, „niemals an eine neue Ehe denken, niemals eine zweite Frau zu nehmen wagen, denn ich wollte 10 gegen 1 wetten, daß dieselbe sich wie eine Xantippe geriren und ein ganz erschreckliches Pantoffelregiment einführen wird."

„O, Gott bewahre mich vor einem solchen Weib! Nein, man sieht sich wohl vor, man sieht sich wohl vor — und ich . . ."

„Ach Onkel, man kann sich täuschen, glauben Sie mir."

„Ja, könnte die selige Tante Lona noch einmal auf die Welt kommen . . . ich bin fest überzeugt, daß sie sich dann ungemein freuen würde, wenn sie Ihnen noch einmal die Hand reichen könnte."

„Wie beliebt? . . . Ja, ja, hm, hm, hm! Ach! . . . das heißt . . ."

„Und die Tante! . . . Sie sprach in den letzten Augenblicken so schön, sie bat sie so rührend, ihrer zu gedenken und so zu leben, daß sie beide in einer bessern Welt wieder vereinigt werden könnten."

„Ja, ja, allerdings. Aber . . . . aber es ist jetzt schon gar lange her und . . . . mein liebes Bäschen Göthilda, ich dächte, wir könnten jetzt von etwas Anderem sprechen."

„Ach, was könnte wohl angenehmer und lehrreicher sein, als von der seligen Tante Lona und ihrem Dahinscheiden zu sprechen? Man beginnt dann an seinen eigenen Tod zu denken und sich darauf vorzubereiten, was wohl nöthig sein kann, denn man wird täglich älter und der große Tag rückt immer näher heran. Wohl dem, der dann so auf den Tod vorbereitet ist, wie die selige Tante Lona!"

Und nun begann Göthilda eine Abhandlung über die selige Todte — den Stoff hatte sie aus der eben erwähnten Leichenpredigt genommen — und über das Glück einer Wiedervereinigung mit ihr preiszugeben, so daß Direktor

Urbanus hustete, in Angstschweiß gerieth, endlich nach Mantel und Hut griff und einen hastigen Rückzug antrat, gänzlich zurückgeschreckt von seinem Werbungsplane und halb wahnsinnig vor Angst bei dem Gedanken an eine Wiedervereinigung mit der Seligen, die ihm bei ihren Lebzeiten nicht gerade ein Himmelreich bereitet hatte.

Er trat fortan nicht mehr als Freier auf; denn so oft er diesen Punkt aufs Tapet bringen wollte, so rückte Göthilda mit der seligen Tante Ulrika Elenora Myrtenblad in ihren letzten Stunden hervor, und das jagte dem Onkel Urbanus zuletzt einen solchen Schrecken ein, daß er auf einige Zeit das Haus gänzlich mied, und als er hernach sich wieder einstellte, schien er gar nichts so sehr zu fürchten, als daß er durch gefährliche Worte, wie z. B. Liebe, Ehe u. s. w. das schreckliche Gespenst der Frau Ulrika Elenora Myrtenblad wieder heraufbeschwören möchte. Göthilda wurde aber jetzt wieder das gute, freundliche Bäschen, er wurde wieder der vollkommene, werthgeschätzte alte Onkel, und Alles war wieder wie zuvor.

Aber des Generals Herkules große bedeutungsvolle Blicke währten immer noch einige Zeit lang zu Göthildas nicht geringem Aerger, und zumal, wenn er sie an das Sprichwort erinnerte: „man wählt so lange im Klee, bis man im Riedgras stecken bleibt.“

Zuweilen wiederholte er ihr auch die bekannte Aeußerung der strengen Königin Christina, Gemahlin Karls IX. und Mutter Gustav Adolfs die zu Ebba Brahe sagte:

„Das Eine wünschest Du, das Andere muß geschehen,
So pflegt es meist in solchem Fall zu gehen.“

„Ja, ich werde auf die eine oder andere Weise zum Schlachtopfer werden,“ dachte Göthilda und weinte im Stillen über ihr zukünftiges schreckliches Schicksal.

Du aber weine nicht, gute junge Leserin, denn auch Göthilda vergaß das Weinen oft über ihrer gegenwärtigen heitern und frischen Wirksamkeit. Es zeigte sich da-

bei immer mehr, daß sie große Anlagen zu dem starken Weib in der Bibel hatte.

Augustin nannte seine beiden Schwestern Martha und Maria. Aber am liebsten war ihm Maria.

Dritter Punkt.

Eine Episode.

Manches in unserem Leben ist episodisch; manches scheint auch nur so und hängt durch unsichtbare Fäden mit den wichtigsten Schicksalen unseres Lebens zusammen.

Eines Tags, es war einer der vielen ruhigen und schönen Tage, die unsere Geschwister auf der Birkeninsel zubrachten, erhielt Augustin einen Brief, der ihn sichtbarlich verstimmte.

Man saß gerade beim Essen.

Hanna wartete nebst dem Corporal Stolz bei Tische auf und bewegte sich flink und behend um den Tisch herum, während Stolz immermehr blos als eine Ehrenwache hinter des Generals Stuhl zu stehen schien, mit Blicken und stummen Zeichen sein Hülfskorps kommandirte und selbst nur dann und wann eine Handreichung leistete oder zu seinem eigenen Vergnügen Hedwig oder Göthilda einen kleinen Dienst erwies. Wir müssen im Vorbeigehen erwähnen, daß kurz nach dem Gespräche, in welchem Stolz die frechen und naseweisen Angriffe Hannas so sanftmüthig und würdevoll zurückgewiesen, letztere aus freien Stücken zu ihm gekommen war und ihn ersucht hatte, ihr eine Unterweisung im Aufwarten bei Tische zu geben; es sei immer gut, wenn man es verstehe, es könne ihr früher oder später einmal wohl zu Statten kommen. Stolz willigte gnädig ein, hatte bald Nutzen und Ver-

gnügen von seinem Rekruten und folgte ihren Bewegungen mit ganz besonderem Behagen, obschon er sich das so wenig wie möglich anmerken ließ.

Hedwig, welche die Wolke auf des Bruders Gesicht bemerkte, sah ihn unruhig fragend an.

Augustin antwortete auf ihren Blick: „die Sache betrifft Ifvars Familie Ollonberg. Es scheint schwer, sie ausfindig zu machen, und dies ist um so verdrießlicher, als die Leute in großer Noth sein sollen. B . . . in Upsala, der mir Nachrichten von ihnen versprochen hatte, schreibt, die Familie habe in Folge eines Diebstahls, der mit Einbruch bei ihnen verübt worden, all ihr Besitzthum verkaufen müssen, nur um das Pachtgeld für das Gärtchen bezahlen zu können; sodann zog sie weg nach Stockholm, wie man sagte, aber Niemand kann sie ausfindig machen, die Familie scheint sehr eingezogen gelebt und keine Verwandte in der Stadt gehabt zu haben. Die alte Frau, die Mutter ist vor Schreck über den Einbruch vom Schlage getroffen worden und seitdem lahm und bettlägerig geblieben. Der Dieb, ein Kerl Namens Spets wurde erwischt, aber das gestohlene Geld, es war der armen Leute Pachtsumme für ein ganzes Jahr, konnte man nicht wieder bekommen. Welcher Jammer ist hier nicht durch die Frevelthat eines Elenden angerichtet worden!"

Eine schnelle Bewegung im Zimmer veranlaßte Augustin sich umzuschauen, und Aller Augen richteten sich auf Hanna, die bei Augustins Worten leichenblaß geworden war, zitternd zugehört hatte und endlich bewußtlos zu Boden sank.

Augustin und Stolz trugen sie in ein anderes Zimmer und man suchte sie durch kaltes Wasser und starke Riechessenze wieder ins Leben zu rufen. Als sie die Augen wieder öffnete und sich von ihrer Herrschaft mit zärtlicher Theilnahme umgeben und gepflegt sah, da wurde sie heftig bewegt, verbarg ihr Gesicht in beide Hände, brach in eine Fluth von Thränen aus, schien sich durch Augustins

und Hedwigs Gegenwart sehr gedrückt zu fühlen und wiederholte mehrere Male unter lautem Schluchzen:

„Ich bin es nicht werth! Ich verdiene es nicht! Ich habe zu viel, zu viel Böses gethan!“

Die Geschwister, welche glaubten, Augustins Erzählung habe bei dem Mädchen schmerzliche Erinnerungen erweckt, sagten milde, tröstende Worte zu ihr; da diese aber nur noch aufregender zu wirken schienen, so überließen sie das Mädchen der Pflege Majas.

Später sprach Hedwig mit der getreuen Dienerin, und diese sagte:

„Ja, wissen Sie, Fräulein, ich habe just im Sinne gehabt, mit Ihnen über das Mädchen zu sprechen, denn sie kommt mir schon seit einiger Zeit ganz wunderlich vor. Sie ist manchmal ganz schwermüthig, grübelt und sinnt vor sich hin; liest in dem neuen Testament, das Sie ihr geschenkt haben, und oft weint sie auch. Aber das muß ich sagen, daß sie seit einiger Zeit in jeder Beziehung viel artiger und gelehriger geworden ist. Freilich war es, aufrichtig gestanden, auch wohl nöthig. Denn sehen Sie, wie es solchen armen Menschen ergeht, die auf Irrwege gerathen und lange Zeit in schlechter Gesellschaft gewesen sind, wenn sie auch einen guten Willen haben, so nützt das doch nicht viel, und es fehlt ihnen an der Kraft, der Versuchung zu widerstehen, wenn sie anrückt. Denn es herrscht ein zu großer Leichtsinn in ihnen. Aber wenn sie zu braven Leuten kommen und gute Beispiele haben, wenn sie nichts anderes, als was gut und recht ist, zu sehen und zu hören bekommen, dann geht eine Veränderung in ihnen vor, sie fangen an, ernster nachzudenken und das Rechte zu wollen. Aber es gehört Zeit dazu. Und wissen Sie, Fräulein... ja ich sage es aufrichtig, obschon ich jetzt Hanna sehr lieb habe und alles Gute von ihr hoffe, so würde ich doch Niemand rathen, ein solches Mädchen ins Haus zu nehmen, wenn man nicht den festesten Willen und die nöthige Zeit hat,

nach ihr zu sehen und wie eine Mutter für sie zu sorgen. Nicht als ob solche Leute nicht noch brav, ja noch bräver werden könnten, als manche andere Menschen, die nie ins Unglück gekommen sind; ich will blos sagen, daß man die Sache nicht gar zu leicht nehmen soll, denn sie hat ihre großen Schwierigkeiten. Und dann, liebes Fräulein, muß man selbst ganz gut und brav sein, um andere bessern zu können. Man muß beständig streng auf sich selbst Acht haben. Manche Nacht bin ich wachend im Bette gelegen und habe zu Gott gebetet, daß er mir helfen und mich die rechte Art, mit dem Mädchen umzugehen, lehren möge. Denn sehen Sie, ich wollte ihr wegen ihres frühern Lebens keine Vorwürfe machen, und habe nie mit ihr darüber gesprochen. Nein, niemals! Aber, als ich sie im Begriffe sah, wiederum zu sündigen, ob auch nur in Kleinigkeiten — denn, Fräulein, es ist ganz wahr und merkwürdig, was das Sprichwort sagt:

„Fange mit Stecknadeln an, so wirst Du mit silbernen Bechern aufhören."

Da mußte ich sie warnen. Und Fräulein, es ist sehr schwer, seine Worte so zu setzen, daß sie treffen, ohne zu verwunden. Hätte das Mädchen nicht die Herrschaft und ich kann wohl sagen, auch mich so lieb gehabt, so daß dies ihrem guten Willen nachhalf, so weiß ich nicht, wie es in die Länge vielleicht mit ihr ergangen wäre. Denn sie war sehr verdorben. Aber sehen Sie, jetzt wird die Sache ganz anders, denn es ist eine ungeheure Veränderung in ihr vorgegangen. Sie, die früher so sehr auf Flitter und Glanz erpicht war und Alles haben wollte, was sie sah, sie ist jetzt genügsam und haushälterisch geworden, und hat sich von dem Gelde, das Sie ihr gegeben, bereits etwas erspart. Ich habe zu ihr auch gesagt, daß ich die Herrschaft bitten wolle, ihr ein Sparkassenbuch anzuschaffen, so wie ich eines habe, damit sie ihren Lohn anlegen und jährlich noch um ein wenig vergrößern kann. Denn das ist etwas ganz Angenehmes, Fräulein, und man

kann nicht wissen, was man in den alten Tagen braucht, wenn man einmal nicht mehr im Stand ist, zu dienen. Denn sehen Sie, wenn man auch eine gute Herrschaft hat, so daß man an nichts Anderes denkt, als ihr sein ganzes Leben lang zu dienen, so kann man doch nicht sicher sein, daß diese immer fort leben wird."

Hedwig bemerkte, daß Maja jenen Glauben an die irdische Unsterblichkeit der Mägde zu theilen schien, welcher bei dieser vortrefflichen Klasse von Dienstleuten nichts Ungewöhnliches ist — und wir müssen dem Leser ein für allemal mittheilen, daß wir die Mägde, wenigstens die schwedischen Mägde bewundern, um jenen Glauben, welchem zu Folge alle andern Menschen früher sterben müssen, als sie selbst. Aber Hedwig ließ Maja ihren Glauben, gab ihr lächelnd Recht und lenkte das Gespräch wieder auf Hanna in ihrem dermaligen Zustand.

„Ja," sagte Maja, „das hängt mit ihrer früheren Schwermuth zusammen, und ich glaube bestimmt, daß das arme Mädchen etwas Schweres auf dem Gewissen hat, und daß es ihr nicht leichter wird, bis sie sich irgend Jemand anvertraut. Ich habe ihr schon gesagt und sie darum gebeten, daß sie Ihnen anvertrauen möge, was sie auf dem Herzen hat. Sie werden schon sehen, daß sie das thut, sobald sie etwas ruhiger geworden ist, denn jetzt weint das arme Kind und ringt die Hände."

Und noch an demselben Abend, als Augustin und Hedwig ihre Feststunde genoßen, trat Hanna bleich und zitternd ein. Sie stand da wie eine Verbrecherin, erliegend unter der Last eines schweren Gewissens, und als Augustin vor sie trat und fragend seinen milden, aber ernsten Blick auf sie heftete, da sank sie zu seinen Füßen nieder.

In Folge einer plötzlichen Eingebung sagte Augustin zu ihr:

„Hanna, Du kennst diese Familie Ollonberg?"

„Ja!" rief Hanna, indem sie von Neuem in Thränen ausbrach.

„Und Du warst bei dem Einbruchdiebstahle betheiligt?"

„Nein, ach nein, du lieber Gott! das nicht, aber ich war vielleicht die Veranlassung dazu."

„Stehe auf, Hanna, und erzähle uns Alles, Du kennst uns ja. Dientest Du bei Ollonbergs, als der Diebstahl geschah?"

„Nein, aber meine alte Mutter war mit der alten Frau bekannt und sie und die Mädchen waren gut gegen mich, und die Jüngste, die ein Engel Gottes war, schenkte mir oft Blumen und Früchte aus dem Garten. Aber als ich nach Stockholm kam, da wurde ich mit einem schlechten Kerl bekannt, er hieß Spets, und ihm erzählte ich, daß Ollonbergs Geld hatten, denn ich wußte es."

„Und Du thatest das in einer schlechten Absicht?" fragte sie Augustin.

„Nein, Gott weiß, daß ich keine schlechte Absicht dabei hatte und daß ich es blos aus Leichtsinn sagte, als wir einmal miteinander von unsern Bekannten sprachen, welche Geld hätten. Aber mein Herz war doch nicht so ganz rein dabei, das sehe ich jetzt ein. Denn als Spets nach einiger Zeit mir eine große Summe aufzuheben gab und mir auch einen Theil davon versprach, so kam mir der Gedanke, daß dieses Geld Ollonbergs gehören könne, aber ich schlug mir das wieder aus dem Sinn und fragte Spets nicht, woher er das Geld hätte. Ich war damals so schlecht, daß ich nicht darnach fragte, was andere Menschen leiden mochten, wenn nur ich im Vollauf hatte. Aber seit einiger Zeit ist der Gedanke an Ollonbergs und ihr Geld oft in mir wieder aufgestiegen und hat mich gequält, so daß ich ganze Nächte hindurch nicht schlafen konnte, ja, er hat mir am Herzen genagt wie ein böser Wurm. Als ich nun heute hörte, was in dem Briefe stand, da sah ich erst ein, wie viel Böses ich angerichtet hatte, und das machte mich so unglücklich. Jetzt aber

möchte ich Sie nur um Eines bitten, nämlich, daß Sie mir erlauben möchten, Ollonbergs aufzusuchen. Ich will gehen und suchen, will in jedem Gäßchen und Winkel von Stockholm nachfragen, bis ich sie gefunden habe, und wären sie in den Tiefen der Erde verborgen. Denn ich werde jetzt weder bei Tag noch bei Nacht mehr Ruhe haben, bis ich sie aufgefunden, bis ich ihre Verzeihung erlangt, bis ich ihnen Alles, was ich besitze, gegeben und wieder zu ihrem Eigenthum verholfen habe. Möchten nur Sie, meine Herrschaft, mir jetzt verzeihen und mich nicht verstoßen!"

Man kann sich die Antwort der Geschwister leicht denken. Gütig und liebevoll gegen einen wahrhaft Reuigen zu sein, ist beinahe noch leichter.

Hanna war jetzt wirklich bis in ihr Innerstes verwandelt. Lange war der Thau und das Sonnenlicht dieses Hauses scheinbar ohne Nutzen auf den Boden ihrer Seele gefallen. Aber die Stunde kam, wo die Eisrinde schmolz, der gute Same geweckt wurde und mit Macht aus der Erde hervorbrach. Denn, sagt das Sprüchwort, was im Schnee vergraben liegt, kommt beim Thauwetter hervor.

„Jetzt weiß ich was Reue ist, Herr Stolz," sagte Hanna eines Tags unter bittern Thränen zu dem alten Krieger und bekannte ihm Alles, was in ihrem Innern vorgegangen war. Der steife Soldat wurde ganz weich gestimmt. Er sprach kein hartes Wort, sondern äußerte nur in ganz mildem Tone: Armes Kind!

Und als Hanna an einem rauhen Herbstabend bei Sturm und Schneegestöber sich zum Ausgehen anschickte, um eine Spur zu verfolgen, welche sie bekommen hatte, da stand Stolz mit einem großen Regenschirm in der Hausflur, um ihr Gesellschaft zu leisten.

„Ich will dich begleiten," sagte er, „denn es ist für ein junges Mädchen nicht gut, wenn sie Abends allein auf den Straßen in diesem verwünschten Stockholm um-

herläuft. Es gibt gar viel schlechte Leute da, und dann dieses Schneegestöber!"

„Er ist recht gut Herr Stolz," antwortete Hanna, „aber Er soll sich meinetwegen nicht so viel Mühe machen, ich fürchte nichts. Ich weiß nicht woher es kommt, aber seitdem ich mich so unglücklich fühle und diese große Angst im Herzen habe, seitdem fürchte ich gar nichts Anderes mehr."

„Nun, so bin aber ich ängstlich statt deiner," versetzte Stolz. Und diese Worte erwärmten Hannas Herz dermaßen, daß sie von Sturm und Schneegestöber nichts spürte, sondern leicht und mit freudigerem Muthe an der Seite ihres Beschützers dahinschritt.

So ging Corporal Stolz manchmal in der Abenddämmerung mit dem jungen Mädchen aus. Und wehe dem, der sich eine Nasenweisheit gegen sie erlaubte! — Ein Matrose, der sich eine Frechheit herausnahm, bekam eine so derbe Ohrfeige, daß er betäubt zu Boden stürzte, und ich weiß nicht, ob er sich wieder erhoben hat.

Aber Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat verging, und Hanna hatte den Gegenstand ihres eifrigen Suchens noch immer nicht gefunden. Augustin hatte eine Frage nach der Familie Ollonberg in die Zeitung gesetzt, aber keine Antwort erhalten.

Gleichwohl nahm Hannas Eifer nicht ab, sondern schien sich vielmehr noch immer zu steigern; sie war unermüdlich. Stolz begann sie mit einer Art von Achtung zu betrachten, und Maja bemerkte, daß die Spitzreden, welche Stolz gegen die Frauenzimmer loszulassen pflegte, um diese Zeit gänzlich aufhörten.

Maja, Stolz und Hanna bildeten fortan ein Art von Kleeblatt. Die zwei Aelteren widmeten der Jüngeren eine solche herzliche Theilnahme, als wären sie selbst dabei betheiligt, und Hanna's Seele lag nun offen vor ihnen da. Mit kindlicher Hingebung schloß sie sich namentlich dem ernsten, barschen Soldaten an, der jetzt ihr warmer Be-

schützer wurde und ihren Muth aufrecht erhielt. Zuweilen freilich entsank er ihr wieder und dann sagte sie: „es kam mir vor, als ob ich ewig und ewig gehen könnte und doch niemals finden sollte, oder als ob ich zu spät käme.“

Aber sie ging dennoch.

Das Mädchen und die Rose.

Fortsetzung der Episode.

Wir versetzen uns nunmehr in eine Wohnung, welche der Dalberg'schen sehr unähnlich ist; sie befindet sich weit draußen in einer der Vorstädte Stockholms. Wir treten in ein Zimmer, das ziemlich groß, aber nackt, kahl und kalt ist. An den graugelben Kalkwänden hängen grüne Flecken. Es sind Moderflechten, die sich von der Feuchtigkeit nähren und schnell wachsen. Halbgefrorene, feuchte Tropfen sind auch an dem Täfelwerk und an der Thüre zu sehen. Es ist ein verödetes, armseliges Zimmer. Dennoch erblickt man da Spuren einer ordnenden, pflegenden Hand, und es gibt ein Plätzchen im Zimmer, wo die Schönheit sich eine Stätte gegründet, einen Altar erbaut hat. In der Fenstervertiefung nämlich steht ein kleines Gestell von gebeiztem Birkenholz, zierlich, reinlich und fein. Auf demselben befinden sich einige Bücher und zwei kleine Gypsbilder von Tegner und Thorwaldsen. Ueber den Büsten erhebt sich ein schöner, grünender, lebendiger Rosenbusch. In diesem prangt jetzt mitten im Winter, mitten in der Kälte eine vollkommen aufgeblühte wunderschöne

Rose, die sich im Zimmer einzublicken scheint. Es ist blos eine Monatrose, aber von seltener Schönheit und Vollkommenheit, man kann keinen Fehler oder Mangel daran entdecken, und sie sieht so lebendig, so frisch aus. Jeden Abend schließt sie ihre Blätter, gleichsam, um zu schlafen, und jeden Morgen öffnet sie dieselben, um zu duften und zu lächeln. Das hat sie nun schon seit mehreren Tagen gethan und scheint dessen ungeachtet gleich jung und frisch. Es ist eine entzückende Blume und darf in der That nicht zu den gewöhnlichen Blumen gezählt werden.

So dachte auch ein junges Mädchen von etwa 17 Jahren, das vor der Rose stand und sie mit inniger Liebe ansah. Jeden Morgen, wenn sie ihre Blätter entfaltete, küßte sie die Blume und wünschte ihr guten Tag. Und jeden Abend, wenn die Rose sich zum Schlafen anschickte, küßte sie das Mädchen wiederum und sagte gute Nacht. Und die Rose nickte dann so lieblich und duftete ihren Gruß. Das Mädchen und die Rose schienen einander ordentlich zu verstehen. Kein Wunder, denn das Mädchen war auch eine Rose in ihrer Art, eine höchst liebliche Rose. Aber sie war bleich und die Lippen, welche die rothe Rose küßten, hatten die blasse, hellröthliche Farbe der weißen Rose. Es war ein schöner Anblick, das Mädchen und die Rose in dem ärmlichen Zimmer, in der duftigen Umgebung beisammen zu sehen.

Sonst saß das Mädchen und nähte den ganzen Tag; sie nähte unausgesetzt für das liebe Leben, für geringen Lohn. Und auch heute hatte sie den ganzen Tag genäht, bis die Dämmerung einbrach und bis ein Gefühl von Wirrheit im Kopfe und von Lahmheit in der einen Hand sie veranlaßte, aufzuhören.

Sie ließ die Arbeit fallen, drückte ihre Hände an die schmerzenden Augen und sagte für sich: „Ich werde blind, wenn ich so fortfahre."

Dann fuhr sie fort:

„O, ich bin sehr unglücklich!"

Und während sie, die Hände an ihre armen Augen gedrückt, so dasaß, erschien es ihr, als kämen von allen Seiten, von allen Quartieren Stockholms her bleiche Weibergestalten, die einen jung, andere alt, großentheils gelähmt, alle schweigsam und lichtscheu; sie hatten sämmtlich schwache, rothe, umnebelte Augen; sie warfen ihr im Vorbeigehen traurige Blicke zu, eilten und sagten: „Es geht uns nicht anders als Dir, wir sind die armen Nähterinnen, Deine Schwestern!"

„So viele!" dachte das Mädchen und weinte über die vielen Armen, die es in der Welt gab.

Aber als sie ihre Hände von den Augen wegnahm, da bekam sie ihre Rose zu sehen; sie setzte sich so, daß sie dieselbe immer vor sich hatte, und das that ihren Augen gut, und sie fühlte sich nicht mehr so unglücklich.

Jetzt bewegte sich in einem Bette an der Wand etwas und seufzte.

Das Mädchen eilte hin.

„Ich bin da, Mutter!" sagte sie.

„Meiner Augen Licht!" stammelte eine schwache Stimme. „Liebe Karin . . . lege meinen Kopf . . . ein wenig höher . . . auf die rechte Seite . . . so! . . . . Lou . . . i . . se . ."

„Sie ist noch nicht zurückgekehret, liebe Mutter, aber sie kommt gewiß bald."

„Eli?"

„Er ist auch fort, liebe Mutter und sucht sich Arbeit."

„Ja . . . . arbeiten . . . nicht . . . betteln!"

„Nein, Mutter, Eli wird niemals betteln!"

Jetzt öffnete sich die Thüre und eine frische, fröhliche Stimme rief herein:

„Hier bin ich in eigener Person und niemand anders," sagte die selige Frau Westermann. „Guten Abend, liebes Kind! Wie steht es mit der Mutter?"

„Ach, Louise! Du bist sehr lange ausgeblieben," ant-

wortete Karin, indem sie auf die Schwester zueilte, sie umarmte und ihr den beschneiten Mantel abnahm.

„Freilich, aber Du darfst wohl glauben, daß ich auch mein Abenteuer gehabt habe. Ach, wie närrisch sind doch die Menschen! Und Louise begann herzlich zu lachen.

„Und hast Du Arbeit bekommen für Dich und für mich?" fragte Karin unruhig.

„Nein, heute noch nicht. Aber ich hoffe auf morgen. Ich werde da an ein paar Orte gehen, die mir bezeichnet sind. Aber heute habe ich Dir dennoch etwas mitgebracht, das ... Du sollst es sehen! Du sollst es sehen! Aber mein Gott! hierinnen ist es ja so finster wie in einer Höhle und dazu eine eisige Kälte. Warum hat denn mein Herzblättchen kein Feuer angemacht für sich und die Mutter? Deine Finger und Deine Nasenspitzen sind ja wie Eiszapfen. Großer Gott! wer wird denn gegen sich selbst so hart sein? Nein, das darf nicht geschehen, daß Du mir vor der Nase erfrierst, ich will sogleich Feuer anmachen."

„Ach, Louise, es ist unser letztes Holz, wir haben keines mehr auf morgen."

„Morgen muß sich irgend ein Ausweg finden. Kommt Zeit, kommt Rath! Es wird nicht Tag ohne einen Rath. Ich will morgen auf irgend eine Weise Holz schaffen. Entweder kommt Eli mit Geld, oder finde ich einen Schatz, oder der Prophet Elias selbst kommt in seinem Wagen und bringt einen Arm voll Tannenholz mit. Ich will an Alles lieber glauben, als daß wir erfrieren sollen. Das gibt der liebe Gott nicht zu, ich fühle es in meinem Innern. Ja, endlich werden doch die Leiden der Familie Ollonberg ein Ende nehmen."

Jetzt erhob sich die gebrochene Stimme vom Bette wieder und stammelte: „Nicht klagen... nicht betteln! ... arbeiten ... sich selbst helfen, so lange man kann ... Dann hilft auch ... der ... liebe Gott ... Beten ... arbeiten ..."

„Ach ja, mein Gott, liebe Mutter, wir wollen ja arbeiten und wir beten gewiß auch zu dem lieben Gott, aber der liebe Gott scheint auch manchmal ein wenig harthörig zu sein — Gott verzeih mir meine Sünden!... und die Menschen sind es in hohem Grade, wenn es darauf ankommt, daß sie Arbeit geben sollen. Man würde heut zu Tage eher ein Almosen erhalten, wenn man es verlangte. Wahrhaftig, das Betteln ist jetzt ganz in der Mode."

Louise sagte dies nur halblaut, damit die Mutter im Bette es nicht hören sollte. Sie war ein Mädchen von etwa 27 Jahren, einem gewöhnlichen runden, etwas sinnigem Gesichte, einer Nase, welche das gerade Widerspiel zu einer römischen bildete, mit innigen, lebhaften, grauen Augen und einem mit frischen weißen Zähnen ausgestatteten Mund, der stets zum Lachen bereit war und zwar auf eine ganz besonders herzliche und ansteckende Art.

Die im Bette liegende Mutter war vor zwei Jahren vom Schlage gerührt worden, hörte schwer und konnte in Folge einer Zungenlähmung nur mit Mühe sprechen. Ihr redlicher, kräftiger Geist äußerte sich in einigen wenigen abgebrochenen Worten, wie wir soeben gehört haben.

Louise machte Feuer an und schwatzte dazu.

„Es ist heute ganz entsetzlich kalt. Ich halte es mit dem Priester, welcher sagte: Wenn man bei dieser Kälte von der Hitze in der Hölle vorpredigte, so würden sie alle mit einander hineinspringen wollen. Er predigte deßhalb, die Hölle sei eiskalt. Heute konnte ich mir ungefähr einen Begriff davon machen, wie sie aussehen mag. Wie war es doch auf der Straße! Alle Fenster mit Eis bedeckt, alle Leute blau im Gesicht wie Gespenster. An den Pferden stehen die Haare wie Eiszapfen empor. Wo ein paar Leute zusammen kamen, so klagten sie über die Kälte; da und dort erzählte man von erfrorenen Händen und Füßen, Nasen und Ohren. Denk Dir nur — eine alte Milchfrau ist heute auf ihrem Karren sitzend, total erfro-

ren auf dem Markt angekommen; ja sie war so zu sagen in Eis verwandelt. Wenn nun Jemand in aller Unschuld vor sie hin getreten wäre und sie gefragt hätte: Was will Sie für Ihre Milch, liebe Frau? was kostet der Rahm? Und die Frau sitzt da und spricht kein Wort, und man fragt wieder und schaut ihr ins Gesicht und sieht, daß man mit einer Todten spricht, hu! wie gräßlich! Aber siehe, jetzt bekommen wir ein lustiges Feuer. Wie es flammt und flackert und prasselt! Gerade wie die Kanonen Karls XII., sage ich Dir, Illumination und Feuerwerk zugleich! Ach, was ist doch das Tannenholz für ein herrliches Holz! Ich wollte nur, der arme Eli wäre hier und könnte sich auch an unserem Feuer wärmen. Ach, wie es leuchtet und wärmt! und Du siehst so hübsch aus in dieser Beleuchtung, ganz wie ein Engel Gottes! Ach mein liebes Püppchen! meine schöne Prinzessin! Wenn ich Dich nur einmal da sitzen sähe, wo Du sitzen solltest, wenn Du einmal so aussähest, wie Du aussehen solltest, wenn Alles so wäre, wie es sein sollte, mit einem Worte, wenn ich Dich einmal glücklich sähe! O ich wollte mich gern als Taglöhnerin durch die Welt schlagen, den Boden scheuern, Wäsche bauchen, mein ganzes Leben lang Holz und Wasser tragen, wenn ich Dich nur ein einziges mal recht im Putze dasitzen sehen könnte, wenn ich Deine schönen weißen Zähne glänzen sehen könnte, wenn Du lachst und wenn Deine holden Augen mir vor Freude entgegen strahlten; Du versuchst es wohl jetzt, aber ... es geht nicht. Was meinst Du, ob ich Dir nicht helfen könnte? Ob ich nicht ein englisches Lächeln hervorzaubern könnte? Wart einmal! das hier, was ich für Dich habe, unmittelbar aus dem Paradies!"

Louise nahm aus ihrer Rocktasche einen großen prächtigen Apfel, drehte ihn hin und her und ließ ihn nach allen Seiten hin von den Flammen des Feuers beglänzen. Ihr eigenes Angesicht leuchtete und strahlte vor Freude, während sie der Schwester den Apfel überreichte.

„Du darfst mir's glauben," fuhr Louise fort, „daß ich dies zum Lohn für meine Beredsamkeit erhalten habe. Ich verlange Respekt für mein Talent! Kein Mensch weiß, wohin mich das noch führen kann! Ich hatte mich heute Abend bereits darein ergeben, nach Hause zurückzukehren, ohne etwas Anderes mitbringen zu können, als meine erbaulichen Erfahrungen von der Welt und den Menschen, sowie man sie macht, wenn man nach Annoncen Dienst sucht. Ich wollte eben den Heimweg antreten, und lief planlos noch da und dort herum, als mich auf einmal ein Schrecken überkam, die Polizei könnte mich als Landstreicherin aufgreifen, und ohne weiteres in's Gefängniß setzen. — Ja, ja es ist dies schon hie und da Leuten begegnet, die beinahe eben so ehrlich waren, als ich; ich machte mir daher ein Geschäft daraus, in eine Fruchtbude zur Händlerin zu gehen, die ich ein wenig kannte, trat also hinein und fragte nach Spargeln."

Louise lachte laut auf bei der Erinnerung an ihre eigene Unverschämtheit, im Monat Februar nach Spargeln zu fragen, und fuhr dann fort:

„Begreiflicherweise machte die Händlerin große Augen und sagte, sie könne unmöglich früher als bis zum nächsten Monate Spargeln aus dem Ulrichsthaler Treibhause anschaffen. Ich vermochte kaum das Lachen zu verbeißen. So kamen wir in ein Gespräch, und ich erzählte ihr von meinen kleinen Erlebnissen den Tag über, so daß das Mädchen herzlich lachen und mich sehr beneiden mußte um meinen guten Humor und um meine unverwüstliche Lustigkeit. Es machte mir ganz gut und warm, ein Bischen lachen zu können. Sie schenkte mir den schönen großen Apfel da, auf welchen ich gleich von Anfang an für Dich gespannt hatte; und fragte dann, ob sie Spargeln bestellen und wie viel es sein sollen. Ich antwortete, ich würde ihr das Nähere noch mittheilen, und um nicht laut auflachen zu müssen, eilte ich über Hals und Kopf aus ihrer Bude. Das Mädchen glaubte gewiß, ich habe Nasen-

bluten bekommen. Aber ich sputete mich, um heimzukommen und war seelenvergnügt, daß ich dir diesen schönen rothen Apfel mitbringen konnte, denn ich erinnere mich noch gut, wie sehr du diese Frucht liebst. — Unterwegs war es mir gerade, als ob mir der Apfel in der Rocktasche gewachsen wäre; aber Gott tröste mich! Ich glaube gar, du stehst da und weinst über den Apfel! . . . Ja wahrhaftig, große helle Thränen! O ich unglückliche Fischmöve, was habe ich da wieder gemacht! Je besser ich's meine, um so ärger wird es. Es will mir nichts mehr gelingen; ich glaube, ich muß noch in den Norrstrom springen."

„Verzeih, liebe Louise, und sei nicht böse. Es ist blose Dummheit, blose Einfältigkeit, aber es ist jetzt vorüber. Siehst du, dieser Paradiesapfel da, wie du ihn nennst, erinnerte mich so eben an unser früheres Paradies, an unsern kleinen Garten in Upsala und an die Zeit — als Herr Isvar bei uns wohnte und wir Alle so glücklich, so vergnügt waren. Ich dachte daran, wie sehr er sich über die Blumen freute, die ich ihm brachte, und wie er die Früchte küßte, bevor er sie aß, weil sie so schön seien, wie er sagte, und wie gut, wie freundlich er war. Ach, Louise, wir bekommen ihn wohl nie wieder zu sehen und unsern Garten eben so wenig. Jetzt ist Alles ganz anders geworden, Louise. Alle unsere Freuden sind erfroren. Es sieht ganz trübe aus um uns her."

Die kleine Karin weinte bitterlich am Busen der Schwester. Louise weinte mit ihr und über sie. Denn Louise hatte eine ganz ungewöhnliche Neigung mit den Weinenden zu weinen, nota bene, wenn sie dieselben nicht durch ihre Possen zum Lachen verführen konnte, was sie am allerliebsten that. Sie tröstete jetzt ihre liebe Schwester auf alle nur erdenkliche Arten, versicherte sie, daß die Leiden der Familie Ollonberg endlich einmal ein Ende nehmen werden, daß dies bald geschehen werde, sie

fühle es in ihrem Innern, „denn wo die Noth am höchsten, da sei die Hülfe am nächsten."

Auf einmal klopfte es stark an die Thüre.

Louise sprang auf und rief:

„Siehe da, da kommt sie schon! Was habe ich gesagt! wenn man vom Wolf spricht, so . . ."

Die Thüre wurde ein wenig geöffnet und eine Mannsstimme rief: An Mamsell Ollonberg! Ein Paket wurde in Louisens Hände geschoben und die Thüre wieder verschlossen.

„Was ist das," rief Louise, indem sie mit neugieriger Hast das Siegel vor dem Feuer aufriß. „Gott tröste uns, liebes Kind, da ist etwas . . . aber ob es von dem lieben Gott oder von dem Teufel kommt, das weiß" — und Louisens erstaunte Blicke starrten, und die Flammen des Feuers glänzten über eine gelbe Banknote von 100 Thalern, welche sich aus einem großen Stück grünen Seidenzeugs herauswickelte. In dem Paket lag ein Brief mit der Ueberschrift: An Karin.

Karin nahm den Brief mit zitternder Hand; erbrach ihn, warf einen hastigen Blick hinein, schleuderte ihn aber sogleich heftig weg und rief:

„Rühr' es nicht an, Louise! Es ist von dem Grafen L."

„Von dem! Ach mein Gott! dann müssen wir uns wohl in Acht nehmen! Aber wir müssen dennoch sehen, was er schreibt, das Papier wird mir doch die Finger nicht verbrennen. Was kann er wohl sagen?"

„Liebenswürdigste!"

„Ja, ja, er hat keinen schlechten Geschmack, hm, hm — seidene Kleider für das ganze Leben . . . eigenes Haus . . . Equipage . . . lebenslängliche Rente . . . wenn du dich dazu verstehen willst . . . schämt er sich nicht als Ehemann? Hörst du, Karin, er verspricht dir, dich reich zu machen, dir ein eigenes Haus zu geben — alle die Deinigen reich zu machen — nun, was sagst du?"

„Kannst Du noch fragen! Lieber sterben, lieber verhungern!"

„Du bist meine holde Prinzessin. Du bist wie die kleine Karin im Liede, und Dir gehört der Ehrenplatz, Gott vergebe mir! Ich weiß kaum, ob ich so handeln würde wie Du; ich würde, glaube ich, lieber Seele und Seligkeit verkaufen, als daß ich Dich und die Mutter verhungern sehen könnte, aber wer will mich haben?"

Und Louise weinte große Thränen.

„Aber Du würdest mich und die Mutter zugleich vor Kummer sterben sehen, wenn Du Dich so verkauftest, Louise!" versetzte die junge Schwester energisch. „Nein, nein! sterben müssen wir doch Alle einmal, laß uns mit Ehren sterben."

„Ja, das ist leichter gesagt, als gethan," meinte Louise, „aber Du hast immer Recht. Nun, ich will das Zeug da nehmen und zurücktragen und es dem Kerl in's Gesicht werfen. Ach, die Geldstücke! wie schön sie glänzen! Sie würden uns aus aller Noth helfen! Und der Mutter, Eli, Dir . . ."

„Sieh' das Geld nicht an, sieh' es nicht an, Louise; bedenke, wie hoch es uns zu stehen käme."

„Ach, ja, das ist wahr. Ich will sogleich fortlaufen und das ganze Paket . . ."

„Nein, heute Abend nicht mehr, Louise . . . . es ist zu spät. Vielleicht ist er auch nicht zu Hause. Ueberdies steht auf dem Briefe geschrieben: man erwartet bis morgen eine Antwort."

„Ja, ja, er will uns Bedenkzeit geben. Aber eine Antwort soll er bekommen, der Verführer! Doch was fangen wir in unserem Elend jetzt an?"

„Nimm diesen Plunder, liebe Louise, lege ihn zusammen und schiebe ihn unter der Mutter Bett, just zu ihren Füßen, ich will Dir helfen, so."

Und sie schob mit ihrem kleinen Fuße das Paket unter das Bett.

„Und jetzt, jetzt wollen wir thun, als ob es gar nicht vorhanden wäre. Laß mich Dir einen Kuß geben, meine liebe Louise, und dann wollen wir daran denken, für die Mutter und Eli ein kleines Abendessen anzuschaffen."

„Ein Abendessen? . . . Ja, wenn ich meine Augen nehmen und Fricassee daraus machen könnte, denn für ein anderes Abendessen weiß ich nicht zu sorgen, ich wollte es wahrlich thun! Ich würde dann freilich nicht mehr gut genug sehen, um es anrichten zu können." Und Louise begann mitten in ihrem Weinen zu lachen.

„O, ich weiß Rath, Louise," sagte die jüngere Schwester, „Deine Augen sollst Du behalten, aber meine kleinen Bilder dort — — — die wollen wir nehmen und in den Schnupftabacksladen dort drüben tragen. Die Frau nimmt Alles, das weiß ich, denn sie hat mich schon einmal darum gefragt. Wir können uns dafür ein bischen Kaffee für die Mutter verschaffen, und Louise, wenn wir einen Pfannenkuchen für Eli bekommen könnten, er aß früher die Pfannenkuchen so gern."

Louise erhob Hände und Augen: „Deine kleinen Bilder — die Du von Herrn Ifvar erhieltest, Deine Lieblinge Thorwaldsen und Tegner, die willst Du in den Schnupftabacksladen wandern lassen! Ach, meine liebe Karin, kannst Du das über Dein Herz bringen, ist es Dein Ernst?"

„Ja, ja, Louise allerdings, aber wir müssen uns sputen."

Eine fieberhafte Gluth brannte auf ihren Wangen und in ihren Augen.

„Was fällt Dir ein, was willst Du?" sagte Louise. „Du meinst, glaube ich, Du müssest selbst ausgehen in dieser Wolfskälte und in dieser Finsterniß, wo alle Wölfe auf den Beinen sind. Nein, siehe, daraus wird Nichts. Nicht einmal die Nasenspitze darfst Du heute Abend hinausstrecken, sondern ich werde gehen. So gib denn diese großen Männer her. Würde es wohl Jemand glauben, daß Tegner und Thorwaldsen zusammen in den Laden

wandeln müssen, um einen Vierling Zucker, einen Vierling Kaffee, ein bischen Butter, ein Ei und eine Milch anzuschaffen."

„Und ein Talglicht für 3 Stüber," fiel Karin lachend ein; „verschaff' mir eines, liebe Louise, wenn Du kannst. Ich will dann aufbleiben und heute Abend noch eine Zeit lang nähen, damit ich die Kopfkissen noch fertig mache und sie morgen der Frau Baronin bringen kann; ich werde dann Geld und vielleicht noch mehr Arbeit bekommen, wie sie mir versprochen hat. Ich habe gerade jetzt recht Lust, heute Abend noch mehr zu nähen, ich fühle, daß es mir gut aus der Hand gehen wird."

Nicht immer ist die Noth eine verderbliche, erdrückende Last. Oft und besonders bei frischen Gemüthern gleicht sie dem Drucke auf das Wasser einer Quelle, welches dann in starken, lebendigen Strahlen in die Höhe springt. So verhielt es sich mit dem jungen Mädchen, das wir hier sehen, aber — was zu viel ist, ist zu viel.

Und so geschah denn das Unerhörte. Tegner und Thorwaldsen wanderten in den Laden, um ein Talglicht für 3 Stüber u. s. w. anzuschaffen.

Und sie thaten es! — Gott segne sie dafür! — Sie schafften in das Haus der Armen das Licht, den Kaffee, den Zucker, wie auch das Material zu dem Pfannenkuchen.

Aber als Louise fort war, da drückte die kleine Karin ein paar Bücher an ihr Herz und sagte: „Ich habe ja euch noch von ihm und Dich!" Sie betrachtete den Rosenbusch. „Du standest in seinem Zimmer und er liebte Dich. Und sie küßte die schlafende Rose, die auf ihrem Stiele nickte. Das Laub glänzte im Scheine des Feuers.

„Da bin ich mit der ganzen Herrlichkeit!" rief Louise, indem sie wieder hereintrat. „Oeffnet die Thüren weit! Thorwaldsen und Tegner schicken Dir das und lassen Dich schönstens grüßen; sie befinden sich sehr wohl auf ihren Schnupftabacksbüchsen. — Gott sei Dank, daß wir wieder etwas in die Haushaltung haben!"

Und Louise arbeitete jetzt mit vollen Händen, röstete, mahlte und kochte den Kaffee. „Ach, wie das so herrlich riecht!" sagte sie, indem sie den Pfannenkuchen buck. Nie hatte man einen so herrlichen Pfannenkuchen gesehen oder gekostet.

Und Karin saß da und nähte und lächelte über Louisens Entzücken. Als aber der Kaffee fertig war, da stand sie auf, um die Mutter trinken zu lassen.

Die Mutter, die den größten Theil ihres Lebens schlummernd zubrachte, war eben erwacht und jammerte leise.

Aber als Karin den warmen, geliebten Trank an ihre Lippen führte, da lächelte sie leise und sagte: „Ach, wie gut!"

Gutes Tochterherz! Glaubt Ihr, daß Karin sich ihres Opfers erfreut habe?

Und nun sollte auch Karin von dem merkwürdigen Pfannenkuchen essen. Aber Karin wollte nur einen kleinen Bissen haben und eine halbe Tasse Kaffee dazu trinken, das sei, behauptete sie, mehr als genug für sie. Louise mußte das Uebrige mit Eli verzehren. Der arme Eli, der gute, schlich sich Abends gewöhnlich ganz still und leise auf sein Zimmerchen, damit die Schwestern in der Meinung, er habe Arbeit und Brod bekommen, sich nichts um ihn bekümmern sollten, und so ging er hungrig zu Bette.

„Aber heute Abend soll er sich verrechnet haben," sagte Louise, „ich will ihm den Teller da auf sein Kopfkissen stellen, so daß er sein Ohr auf den Pfannkuchen legen soll, wenn er ins Bett gehen will, er wird sich nicht übel verwundern."

Und Louise lachte herzlich.

„Louise, willst Du mir einen Gefallen thun?" fragte Karin.

„Ob ich will? So gewiß, daß alle Willen der Welt

gegen meinen Willen nur Spreu im Winde sind. Aber was willst Du?"

„Da ist der Apfel... Du hast ihn doch mir gegeben, Louise, er gehört wirklich mir?"

„Ja, Gott segne Dir's! freilich gehört er Dir und ich sehne mich blos darnach, Deine kleinen Zähne recht mörderisch hineinbeißen zu sehen."

„Aber, Louise, ich möchte ihn gerne Eli geben. Bist Du damit zufrieden, liebe Louise?"

„Ei, was möchtest Du nicht Alles Eli geben? Ich glaub sogar Dein eigenes Leben. Damit wird es wohl bald ein Ende haben, wenn Du Dir Alles am eigenen Munde absparst, um es ihm zu geben. Nein, sieh mich nur nicht so beweglich an; thue, was Du willst und lege den Apfel über den Pfannenkuchen hin. Er wird glauben, es sei sein Geburtstag, der gute Junge, und es wird ihn ganz wirr im Kopfe machen."

„Dank, liebe Louise," rief Karin, „Du glaubst gar nicht, wie herrlich mir jetzt der Apfel schmeckt?"

Louise ging mit dem Teller hinaus, um ihn in des Bruders Stübchen zu tragen.

Als sie zurückkam, saß Karin da und nähte eifrig.

„Ach du lieber Gott!" rief Louise, „da sitzest Du jetzt und verdirbst Dir Deine lieben Aeugelein. Ach, was bin ich doch für ein unglückseliges Geschöpf, daß ich nicht einmal einen feinen Saum nähen kann, sondern lauter so grobe Stiche mache! Es ist ein wahres Elend!"

„Deßhalb lege Dich jetzt nieder und schlafe, liebe Louise," sagte Karin. „Du wirst nach den Anstrengungen des heutigen Tages der Ruhe wohl bedürfen und mußt Dich auch für die morgigen Strapatzen stärken. Denn Du mußt in aller Frühe mit dem Paket da ausgehen, und wenn Du recht flink bist, so kannst Du auch noch meine sechs Kopfkissen für die Baronin mitnehmen und das Geld dafür nach Hause bringen. Ich glaube beinahe gewiß, daß ich sie heute Abend noch fertig bringe. Es ist eine wahre

Nähwuth in mich gefahren und sie wird noch größer werden, sobald ich Dich schlafen höre."

„Aber Du bleibst doch nicht gar zu lange auf," bat Louise, deren Augen vor Schlaf und Müdigkeit beinahe zufielen. „Du kommst doch recht bald und legst Dich auch nieder?"

„Ja, ja recht bald, ich will nur noch den Hohlsaum da vollenden."

Nach wenigen Minuten schlief die müde Louise. Ihre und der Mutter ruhigen Athemzüge klangen wie eine liebliche Musik für das Ohr des guten jungen Mädchens. Immer schneller flog die Nadel in ihrer Hand, die Ereignisse des Abends und das warme Getränke, das sie genossen, verliehen ihren Kräften eine fieberhafte Spannung. Sie nähte bis nach Mitternacht, sie nähte bis zur ersten Stunde des Tages. Da empfand sie auf einmal wieder die unbehagliche Verwirrung im Kopfe, den Schmerz in den Augen, die Lahmheit in der Hand, wie am Abend zuvor.

Aber ihre Arbeit war jetzt auch fertig; sie konnte sie noch in ein Handtuch legen und das Licht auslöschen. Dagegen vermochte sie sich nicht zu entkleiden, sondern sank halb starr von Kälte und Müdigkeit neben der schlafenden Schwester auf das Bett nieder. Und nun war alles still und düster in dem armen Zimmer. Still und düster und dabei feucht und kalt wie im Grabe.

Seht ihr jedoch nicht ein Licht brennen in dieser Wohnung der Noth? Eine kleine helle Flamme?

Unter dem Bette der Mutter, zu ihren Füßen liegt das verführerische Geld, das verführerische Schreiben, verachtet, hinweggestoßen, mit Füßen getreten von der Unschuld.

Sie wird vielleicht sterben, die holde Jungfrau, im Elend sterben nebst all' den Ihrigen. Aber sie hat nicht gewankt, sie wankt auch jetzt nicht, sie will lieber sterben, als ihre Unschuld verkaufen.

Der Tugend heilige Flamme ist es, die in der düstern Wohnung des Elends brennt. Die Welt sieht sie nicht, die Welt schläft.

Aber Einer ist, der da wacht und sieht.

Der graue Schein eines Februarmorgens fiel durch das beeiste Fenster, als Louise leise, um die schlafende Schwester nicht zu wecken, aufstand, die beiden Pakete nahm und das Zimmer verließ.

Bald darauf trat, ebenfalls leise, ein Jüngling von etwa 19 Jahren ein, mit bleichem Gesichte, feinen Gliedern und Zügen, sowie mit lebhaften großen Augen, belebt von dem Feuer, welches, je nachdem man es pflegt, der Wohlthäter oder der Zerstörer der Gesellschaft wird.

Es war Eli.

Der Bruder stellte sich vor das Bett und betrachtete die schlafende Schwester mit einem eigenthümlichen Ausdruck rührender, beinahe schmerzlicher Zärtlichkeit. Und indem er die einnehmenden Züge des Wesens, das er vor allen Andern liebte, beobachtete, indem er die augenscheinlichen Verheerungen ansah, welche Noth und Nachtwachen darauf angerichtet, indem er an das Schicksal dachte, das diesem liebenswürdigen Mädchen bevorstund; da verbitterten sich seine Gefühle, seine Augen wurden wild, seine Hände ballten sich krampfhaft, und sein Herz erhob sich aufrührerisch gegen die Weltordnung, in welcher solche Dinge vorkommen, gegen den Weltordner, welcher das gestattet.

Da schlug Karin die Augen auf und sah ihn an, aber sie schloß die Augen bald wieder und murmelte vor sich hin:

„Es war ein Traum, es war ein schwerer Traum."

„Und was träumtest Du denn, liebe Schwester?" fragte Eli, indem er sich neben der Schwester Bett auf die Knie warf.

Sie sah ihn abermals an, zuerst unruhig, dann aber heiter.

„So, Du bist's!" rief sie und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Von Dir träumte ich. Aber Du sahest nicht so aus, Du sahest so gefährlich, so wild aus . . . mir wurde ganz bange . . . O, Eli! versprich mir, daß Du, mag auch geschehen, was da wollte, niemals weder Dir selbst, noch irgend einem andern Menschen ein Leid zufügen willst."

Aber er antwortete nicht. Und als sie immer dringender bat, da sagte er endlich:

„Bitte Gott für mich, Karin! Ich kann wohl entbehren und ertragen, aber Dich so zu sehen! . . ."

„Er konnte nicht vollenden, sondern verbarg sein Gesicht in die Bettdecke und schluchzte.

Sie strich schmeichelnd mit der Hand über seinen Kopf und sprach:

„Mit mir hat es keine Gefahr, Eli! mit mir steht's ganz gut, Du wirst es schon sehen; aber wenn ich nur Dich einmal ruhig sehen könnte!"

Er erhob seinen Kopf, sah sie an und sagte: „Kannst Du noch lächeln wie früher?"

„Sie lächelte ihn an, und so schön! — Aber — sie konnte es nicht verhindern — mitten in ihrem Lächeln brach ein Kummer hervor, der ihrem Gesicht einen zitternden Ausdruck des Schmerzes gab, und der Bruder mußte schnell seine Augen bedecken, indem er dachte:

„Nein, sie kann nicht mehr lächeln! Es ist vorbei!"

Gewiß hat der Leser in diesen jungen Geschwistern bereits die ehemaligen Schützlinge Ifvar's erkannt. Vier Jahre waren verstrichen seit der Zeit, da er sich ihrer annahm und sie den Reichthum und die Schönheit des Lebens ahnen ließ, woran er selbst glaubte. Sie glichen den Bienen, welche eine Frühlingssonne aus ihrem Stocke lockt, die dann geblendet, in der Meinung, den Boden grün und die Erde voll Blumen zu finden, ausfliegen, statt dessen aber noch Alles mit Schnee bedeckt antreffen; sie fliegen

eine Weile umher, setzen sich müde nieder, verfallen in eine schlafsüchtige Betäubung und . . . erfrieren.

Dies ist die Geschichte gar mancher jungen Leute. Vielleicht wäre es den jungen Geschwistern, die wir hier sehen, nicht so ergangen, wenn nicht das Verbrechen eines fremden Menschen ihr Haus zum Fall gebracht hätte.

Die Familie war erst vor Kurzem nach Stockholm gezogen, in der Hoffnung, daselbst Arbeit und bessern Verdienst zu finden. Sie war jetzt da, mitten in dem harten Winter 18 . ., welchem ein allgemeiner Mißwachs vorhergegangen. Die Lebensmittel waren theuer. Jedermann schränkte sich ein, sparte, kargte und ließ so wenig als möglich arbeiten. Die rechtschaffenen Armen, welche arbeiten und nicht betteln wollten, waren übel daran. Die Kälte war streng und anhaltend. Reiche Gaben, bedeutende Almosen floßen aus den Wohnungen für die Armen. An gutem Willen hat es den Schweden nie gefehlt, und die Kälte kann Alles zu Eis machen, nur nicht ihr Herz. Aber die Familie Ollonberg war in Stockholm fremd und unbekannt. Ueberdies klang an die Ohren der Kinder fortwährend die Mahnung der Mutter: Klaget nicht, bettelt nicht, meine Kinder! Mit solchen Lehren kann man wohl sterben, aber nicht moralisch zu Boden sinken.

Die jungen Geschwister hatten in stillem Kummer ihre Köpfe aneinander gelehnt, als Louisens Stimme sich in der Stube vernehmen ließ.

„So, jetzt ist es geschehen!“ rief sie, aber nicht so laut, daß die schlafende Mutter daran erwacht wäre, „jetzt hat er sein Paket wieder und den gebührenden Dank dazu. Aber wie böse und ärgerlich er war! Er nannte mich einmal ums andere ein einfältiges Ding, eine dumme Gans und Gott weiß, was; er sagte, ich verstehe mein eigenes Bestes nicht, und als ich ging, da machte er mir eine lange Nase. Aber darüber konnte ich blos lachen, denn wer die lange Nase bekam, das war doch er selbst. Du, Eli, sollst ein andermal erfahren, wie die Sache zu-

sammenhängt. Und nun habe ich Geld für Dich, liebe Karin, das Geld für die Kopfkissen, aber Gott sei es geklagt, nicht so viel, als wir hofften, denn die Baronin marktete und sagte, man nähe ihr wohlfeiler im Zuchthaus. Das glaube ich wohl, denn dort haben die Leute Wohnung, Heizung und Kost umsonst . . . . aber wir..."

„Und Du hast keine Arbeit mehr von ihr bekommen?" rief Karin, indem sie sich voll Schrecken im Bette aufrichtete; „die Baronin hatte mir doch versprochen."

„Wohl, aber sie sagte, sie wolle künftig in der Anstalt — so nennen sie das Zuchthaus — nähen lassen, weil man's dort wohlfeiler bekomme. Ist es nicht eine Sünde und Schande, ehrlichen Leuten, die lieber hungern und frieren, als daß sie etwas Böses thun, den Bissen Brod vom Munde wegnehmen und die Arbeit solchen Menschen zuzuwenden, nur um ein Bischen weniger zahlen zu müssen? Ich schämte mich in meinem Herzen ob der Baronin, obschon sie Baronin war. Aber ich mochte ihr nichts sagen, denn theils verlohnt es sich für einen armen Schlucker nicht der Mühe, gegen reiche Leute etwas zu sagen, theils freute es mich halb und halb, daß Du nicht mehr Tag und Nacht dasitzen und Deine Augen mit dieser so verdammt feinen Näherei verderben mußt."

„Aber Louise, bedenke doch, wovon sollen wir denn leben? Dies war ja noch unsere einzige Einnahme! Verlieren wir sie, so ist es auch mit uns zu Ende," rief Karin, indem sie halb verzweifelt die Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

„Großer Gott! deshalb ist noch nicht Alles verloren," antwortete Louise erschrocken; wir haben ja noch Geld, um den Miethzins für ein Quartal und ein Meß Holz zu bezahlen. Ein bischen Kaffee haben wir auch noch, und siehst Du, hier sind drei französische Brödchen, ich habe für jedes von Nes eines gekauft, so daß wir heute und auch morgen davon leben können. Eli! da nimm ein Brödchen und . . . . aber wohin ist er denn gegangen?

Er läuft ja vor dem Frühstücke davon, wie wenn man ihm geboten hätte. Ich wollte ihn eben fragen, wie ihm das Nachtessen geschmeckt und was der Pfannenkuchen ihm in's Ohr gesagt habe. Nun . . . jetzt will ich Alles zusammennehmen und das Frühstück zubereiten."

„Keine Arbeit? und die Mutter! . . . und Eli! . . ." sagte Karin, indem sie muthlos auf's Bett zurücksank. Bisher hatte ihre Arbeit beinahe allein die Familie erhalten. Nun hatte sie keine mehr bekommen. Die Zukunft verdüsterte sich immer mehr. Sie dachte an die Mutter, an den Bruder; es legte sich gleichsam ein dicker Nebel vor ihre Augen, eine bleischwere Last drückte ihre Seele und ihren Körper nieder.

„Es wird ihr schon besser werden, wenn sie ein bischen warmen Kaffee getrunken hat," dachte Louise, indem sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf die blasse Schwester warf, inzwischen aber das Feuer anblies und den Kaffee mahlte und kochte.

„Hier, mein liebes Herzblättchen, da trink und werde munter," sagte sie, indem sie freundlich und herzlich mit der dampfenden Tasse vor Karin trat, die mit geschlossenen Augen und bleichen Lippen dalag. „Wie? Du willst nichts nehmen? Du kannst nicht, kannst keinen Kaffee trinken? was in aller Welt wird Dich dann wieder zum Leben bringen, mein liebes Herzchen?"

„Nur ein wenig Hoffnung," flüsterte das liebe Mädchen und ein paar große Thränen rollten hastig über ihre feinen, weißen Wangen nieder.

„Hoffnung!" wiederholte Louise, indem sie die Tasse wegstellte, ihre Hände faltete und zum Himmel emporblickte. Diese Worte schnitten auch ihr tief ins Herz. „Wie soll ich ihr Hoffnung schaffen?" sagte sie. Sie konnte vor dem Eis an den Scheiben den Himmel nicht sehen und nun fühlte sich auch die fröhliche muthige Louise einen Augenblick alles Trostes beraubt, bei dem Gedanken: Es findet sich keine Hoffnung! Doch sieh, das Eis schmilzt! Ein großer Tropfen rinnt am Fenster hinab,

Das Eis weint ja über uns, und Gott, der das Eis schmelzen läßt, kann auch Menschen erwecken, daß sie sich über uns erbarmen.

Durch diese Betrachtung wieder ein wenig aufgerichtet, nahm Louise die Kaffeetasse und trug sie an's Bett der Mutter.

„Kaffee, Mutter!" rief sie, „warmer guter Kaffee! Eine Tasse Kaffee wirst Du nicht ausschlagen, das weiß ich. — Wie? Du willst auch nicht, Mutter? Aber was ist denn das? Du liegst ja mit offenen Augen da, und athmest so wunderlich! Herr Gott! Karin! . . ."

Auf Louisens Schreckensruf erschien Karin wie ein Blitz an ihrer Seite. Die Sache war klar, die Mutter rang mit dem Tode.

Jetzt war Karins Muthlosigkeit mit einem Male verschwunden. Die nächsten Hausnachbarn, Frau Larson und Frau Edelmann, Wachtmeister Föhrenbaum und seine Frau, setzten sich alle in Bewegung, um Essig, stärkende Tropfen, den Armenarzt u. s. w. herbeizuschaffen.

Voll Neugierde und Diensteifer stellten sie sich, wie das bei solchen Gelegenheiten oft geschieht, alle zusammen am Bette der Sterbenden auf, gafften diese an und schwatzten unter sich.

„Mein Rath," sagte Wachtmeister Föhrenbaum, ein gewichtiger Mann, „mein Rath geht dahin, daß man ihr zur Ader läßt, denn ihr Uebel kommt vom Blute her. Ich verstehe das ganz gut, denn ich habe bei vielen vornehmen Herrn gedient und ihnen in manchen Krankheiten abgewartet. Jedermann, der mich recht kannte, hat mir mehr Vertrauen geschenkt, als den Aerzten. Denn in der Arzneikunst kommt es weniger auf Gelehrsamkeit an, als auf den Blick, der Blick ist die Hauptsache. Und wie gesagt, ich habe manchen vornehmen Herrn kurirt und manchen vornehmen Herrn an's Grab begleitet. Deshalb muß man meine Rathschläge befolgen, denn ich habe die Erfahrung für mich."

„Ja, ja,“ sagte Frau Föhrenbaum, die einäugig und in gewisser Beziehung eine kluge Frau war, „ich sage weiter Nichts, als ja! ja!“ Aber dieses ja, ja! war geeignet große Zweifel an der Weisheit ihres Mannes zu erwecken, und das offene Auge schielte sehr bedeutungsvoll.

„Und ich sage weder ja noch nein,“ sprach mit großer Zungenfertigkeit Frau Larson, „aber ich sage, man mag sagen, was man will und man mag thun, was man will, so gibt es hier im Hause eine Leiche; ja das sage ich und habe ich schon in der vorigen Woche gesagt, als ich einen großen Butzer am Lichte sah. Und als ich neulich einmal Abends einen Hund just hier am Hause bellen hörte, da dachte ich: es gibt eine Leiche. Es möchte wohl sein, dachte ich, daß eine alte Frau hier sterbe, und zu gleicher Zeit mußte ich niesen, und das schlägt niemals fehl. Nun ja, wenn sie einmal gestorben, so wird man schon sehen, welche Richtung die Mädchen einschlagen. Ich will gar nichts gesagt haben, aber ich sehe schon jetzt früh und spät Mannsleute mit Paketen hin und her springen. Ja, ja, ich will gar nichts gesagt haben, aber ich meine doch, die junge Dirne dort brauchte sich nicht für zu gut zu halten, um am Sonntag mit meiner Laura spazieren zu gehen. Hochmuth kommt vor dem Fall.“

„Ja,“ sagte Frau Edelmann, „die Alte da hat ihre Nase immer etwas hoch getragen, und es wäre ebenso leicht gewesen, das Siebengestirn vom Himmel herabzunehmen, als ihr ihre hohen Gedanken aus dem Kopfe zu treiben. Aber deshalb liegt sie jetzt auch so da; warum will man sich besser machen, als man ist? Und wenn man einmal arm ist, so soll man sich auch wie ein Armer bewegen. Dies hat auch Frau Isögren gesagt: Frau Edelmann, sagte sie zu mir, sie sind eine so edelmüthige und barmherzige Frau, sie sollten doch zu dem Pfarrer gehen und für diese armen Leute ein Almosen verlangen, oder auch eine Anzeige in die Zeitungen setzen, denn Frau Isögren wußte wohl, daß ich das schon für Manche ge-

than, die es gar nicht verdienten. Ich sprach daher mit der alten Frau hier darüber, aber sie gab mir zur Antwort: Nein, ich danke, meine liebe Frau Edelmann, ich will nicht, daß sich Jemand meinetwegen Mühe mache. Auch gibt es viele Menschen, die noch ärmer und unglücklicher sind als wir, und ich möchte diesen nicht in den Weg treten. So sagte sie und ich konnte also wohl merken, daß sie hohe Gedanken in ihrem Kopfe hatte. Aber seht Ihr's, das taugt nicht für die Welt . . ."

In diesem Augenblicke bewegte sich die Kranke im Bette und sagte mit stärkerer Stimme, als gewöhnlich:

„Klaget nicht, bettelt nicht, meine Kinder!" Sie erhob die abgemagerte Hand und bemühte sich, noch etwas hinzuzufügen. Aber sie vermochte blos noch eine einzige Sylbe auszusprechen, und diese sagte sie stark und voll: Das Wort Gott! Sodann fiel die erhobene Hand herab, der Kopf sank auf das Kissen zurück und die ehrwürdige, alte Frau war todt. Der kraftvolle Geist hatte sich aus der Staubhülle befreit.

Die Töchter lagen an der Mutter Bette auf den Knieen.

„Nein, meine Mutter, ich werde nicht klagen," sagte die Jüngere still in ihrem Herzen, „ich werde Dir folgen, meine Mutter!" Sie richtete sich auf, küßte der Mutter bleiches schönes Gesicht und sagte zu ihr: „Stark kann ich nicht sein, aber in meiner Schwachheit will ich Alles aufbieten, um so zu sein, wie Du willst."

Und sie bot Alles auf, die holde Jungfrau. Es war rührend anzusehen, welche Anstrengungen sie machte, um sich aufrecht zu erhalten, auch nachdem die Mutter, die theure Mutter in ihr Grab gesenkt worden war. Um dieses zu bezahlen, verkaufte sie ihr kleines Birkengestell. Der Rosenstock kam jetzt auf einen wackelnden Tisch zu stehen. Sie bekam wieder einige Aufträge und nähte voll Eifer, obschon ihre Augen sie schmerzten und ihre zarten Finger vor Schwäche beinahe dahinschwanden. Aber eines Tages stellte sich der Kopfschmerz in stärkerem Grade ein, und

sie fiel ohnmächtig von ihrem Stuhle. Seitdem war es vorbei mit ihr, ihre Kräfte waren gänzlich dahin.

Aber sie wurde ruhig in ihrem Bett. Ich werde jetzt sterben, dachte sie, und je eher, je lieber. Wenn ich einmal fort bin, werden Louise und Eli sich besser fortbringen, und inzwischen will ich nicht verzehren, was sie bedürfen. Ich bedarf jetzt bald nichts mehr. Ich werde zu meiner Mutter gehen.

Und sie genoß von den Speisen, welche die Geschwister ihr reichten, so wenig wie nur immer möglich, unter dem Vorwand, daß sie nicht mehr vertragen könne, und bald vermochte sie auch das nicht mehr zu ertragen, was man ihr noch verschaffen konnte.

Sie litt still und geduldig. Aber täglich wurden ihre Augen größer und die Ringe um dieselben tiefer und dunkler. Eine feine, scharfe Röthe, die Grabesrose — glänzte zuweilen auf ihren Wangen. Aber sie klagte nie.

Der Bruder sah die geliebte Schwester dahinwelken, ohne ihr helfen zu können. Unter allen Schmerzen auf Erden ist keiner qualvoller, als der Schmerz, ein geliebtes Wesen unverdient leiden und langsam dahinsterben zu sehen. Die Bitterkeit gegen die Menschen ist ein großes Unglück, Bitterkeit gegen Gott ist das größte, welches den Menschen treffen kann.

Der Bruder betrachtete die Schwester und seine Augen wurden wild. Sie wurden wieder so, wie sie an dem Morgen gewesen, als Karin daran erschrocken war. Ein düsteres Feuer brannte in der Tiefe seiner Seele und erzeugte finstere, schwarze Gedanken.

Anders verhielt es sich mit Karin. Es gibt in der Krankheit, an der sie darniederlag, ein schmerzloses Stadium. In dieses war Karin eingetreten. Und als sie aus Mangel an Nahrung immer matter wurde, als sie sich stille niedergelegt und in die Arme des Todes übergeben hatte, da kam mitunter eine wundersam liebliche Stimmung über sie. Wenn sie die Augen schloß, meinte sie,

schöne, entzückende Gärten zu sehen, wo weiße Vögel zwischen den grünen Bäumen umherflogen und Schmetterlinge über den glänzenden Blumen hintanzten. Und sie war da und pflückte Blumen und Früchte, um sie zu verschenken. Sie sah dann wohl auch schöne, freundliche Gestalten aus den Laubgängen hervorblicken, und glaubte, die Mutter zu erkennen.

Sie machte wieder Verse und schöner als zuvor. Während sie gefesselt von der Schwäche ihres Körpers dalag, da sang ihre Seele wie ein Vogel eitel Freiheits- und Freudenlieder. So war es oft; aber nicht immer. Es kamen auch trübere Stunden, in welchen sich die Lebenskraft stark in dem jugendlichen Körper regte und ihr Recht verlangte, Stunden, wo die Schmerzen sich wieder einstellten und der Tod düster erschien. Sie bat dann den Bruder, ihr aus dem Evangelium vorzulesen.

Dieses Buch hatte sie von ihrer Mutter geerbt, und es war ihr ungemein theuer. Sie liebte es nächst demjenigen, das sie von Isvar erhalten, „Sagenschatz des schwedischen Volkes," und das sie immer neben ihrem Kissen liegen hatte. Denn aus diesem Buche hatte sie zuerst das poetische Leben, die Phantasie und die Geschichte ihres Volkes kennen gelernt; aus dieser Quelle hatte ihr Geist seine ersten Eingebungen getrunken, und hier hatte sie eine schöne Morgenröthe über ihr Leben aufgehen sehen.

Der Rosenbusch stand ebenfalls neben ihr auf dem Tische; die wunderbare Rose war jetzt verwelkt, aber der kleine Busch stand noch frisch und grün; es that ihr wohl, ihn anzusehen.

Louise hatte in einer großen Waschanstalt Beschäftigung erhalten und stand da und wusch vom Morgen bis zum Abend. Dadurch erhielt sie die Familie und das war ein großes Glück.

Eli war meistens bei der kranken Schwester zu Hause; sie verstand es, ihn durch Arbeit von seinen Verzweiflungsgedanken abzulenken. Sie veranlaßte ihn, ein Gemälde

von dem Zimmer zu entwerfen, worin sie sich befanden, sie selbst so wie sie dalag sammt dem Rosenbusch und allem Andern abzubilden, und wunderbar — mitten in ihrem Elende waren die Geschwister oft ganz glücklich durch diese Arbeit. Es machte der Schwester Freude, das Talent des Bruders zu sehen, zu sehen, wie ein Gegenstand um den andern so ähnlich, so natürlich zum Vorschein kam, und sie sagte: „Ach, Eli, Du könntest ein großer Künstler werden, wenn . . .“ Nun aber kam ein schmerzhafter Krampf in ihrem Herzen und sie brach davon ab. Und Eli, wenn er von der Arbeit neu belebt wurde, wenn er eine fremde Kraft in sich fühlte, einen schaffenden Genius, der seinen Blick öffnete und seine Hand führte, da hatte auch er Erscheinungen, Erscheinungen von schönen Pärken, in denen der Genius der Kunst ihm winkte. Er fühlte, daß er wachsen, reifen, daß etwas aus ihm werden könnte. Aber, wenn er dann tiefer in das Gesicht der geliebten Schwester blickte und die Fortschritte des Todes auf demselben entdeckte, da war es ihm, als ob ein Raubvogel mit scharfen Klauen sein Herz zerfleischte. Er sprang dann auf und eilte auf die Straßen, voll Haß gegen das Licht und gegen die Menschen, welche zierlich geputzt, lachend und schwatzend an ihm vorüber gingen oder vorüber fuhren, ganz gleichgültig um ihn, der mit blutendem Herzen und wankenden Knieen dahinschlich. Und mit jedem Tage wurzelte sein Haß gegen Leute, die vom Schicksale besser bedacht worden, tiefer. Ach, junger Mann, hasse sie nicht, beklage sie eher, daß sie so blind sind und nicht in das Herz sehen können; daß es ihnen so schwer ist, zwischen dem Würdigen und Unwürdigen zu unterscheiden, und daß sie so oft betrogen werden.

Glaube mir! Es gibt unter diesen Leuten, die dir so gleichgültig, so gedankenlos erscheinen, gar Manchen, der sein letztes Schärflein mit dir theilen würde, wenn er sehen könnte, wie es um dich bestellt ist; Manchen, der

sich selbst das Nothwendige entziehen und mit Freudenthränen Gott für die Gelegenheit danken würde, eine große, wirkliche Noth wahrhaft guter und reinherziger Menschen lindern zu können.

Aber sie wissen es nicht . . . sie können es nicht sehen . . . es ist auch der Fehler Derjenigen, die allen Glauben an menschliche Tugend zu vertilgen suchen.

Eines Abends kam Eli von einem dieser wilden Streifzüge nach Hause. Armer Junge! er hatte gedacht: wenn ich ihr ein bischen Wein bringen könnte, so könnte sie vielleicht diesen genießen und wieder zu Kräften kommen; und zum erstenmale hatte er die Hand ausgestreckt und gebettelt. Aber man hatte ihm geantwortet: Ihr seid ein junger Mensch! Schämt Ihr Euch nicht! Gehet und suchet Arbeit! Eli zog die ausgestreckte Hand zurück und ballte sie fest an seine Brust. Den ganzen Winter hatte er nach Arbeit gesucht — er war Malerlehrling — aber er hatte keine bekommen können.

Er eilte nach Hause. Als er in die Stube seiner Schwester trat, hörte er ein leises Wimmern. Er sprang an das Bett. Karin war dem Tode näher gekommen. Ihr ganzer Körper wurde durch heftige Nervenzuckungen erschüttert.

Er gerieth außer sich.

„Sollst Du mir so wegsterben?“ rief er verzweiflungsvoll.

„Ich werde heimgehen zu meiner Mutter,“ antwortete sie, „bald ist Alles vorüber. Eli, zünd' das Lichtstümpchen an, das wir noch haben, und lies mir aus der Bibel vor, willst Du?“

„Nein,“ antwortete er, mit einer Stimme, welche in den Ohren des armen Mädchens entsetzlich klang.

„Nein,“ fuhr er heftiger fort. „Nein! ich will nicht in der Bibel lesen, ich glaube nicht, was darin steht. Es gibt keinen Gott, keinen gütigen Gott, der sich väterlich über seine Kinder erbarmt. Gäbe es einen solchen, so

würde er das nicht zugeben, Du würdest nicht vor Mangel sterben. Nein, es gibt keinen Gott!"

„O Eli! Eli! sprich nicht so, denke an die vielen Menschen, welche wie wir gelitten haben und gestorben sind. Was für ein Recht haben wir, uns zu beklagen?"

„Sind etwa diese Vielen ein Beweis für Gottes Güte?" fragte der Bruder bitter.

„Denke an ihn, der unter Qualen am Kreuze gestorben und aus dem Grabe auferstanden ist, um zu den Seinigen zu sagen: Es gibt ein Leben nach diesem, eine bessere Heimath mit vielen Wohnungen, ich gehe, um Euch die Stätte zu bereiten! Denke an ihn, mein geliebter Eli, lies mir von ihm vor."

„Ich kann nur an Dich denken," rief Eli in wilder Verzweiflung, „ich kann nur daran denken, daß Du daliegst und aus Noth und Elend stirbst, und daß ich Dich nicht retten kann. O mein Gott! wenn Du wirklich bist, wenn Du mich hörst, wenn Du ein Vater für mich bist, so laß sie jetzt nicht sterben, nicht so sterben! Wenn sie fort ist, so ist mein guter Engel fort. Und ich werde die Welt und die Menschen hassen und auch Dich, weil Du sie geschaffen hast. Ich werde die Glücklichen und die Reichen hassen, ich werde den Tod meiner Schwester an ihnen rächen, ich werde bösartig und hart werden . . ."

„Seid stille! Versündigt Euch nicht! Gott ist nahe!" sagte auf einmal eine Stimme so feierlich und so mild, als wäre es die Stimme eines Engels, der mit froher Botschaft von dem Herrn käme.

Staunen und Bangigkeit erfüllten den Jüngling. Es war dunkel in der Stube, aber bei dem letzten Lichte des scheidenden Tages konnte man noch einen hochgewachsenen Mann unterscheiden, welcher mitten im Zimmer stand. Sein Gesicht und Haar erschienen hell.

Der heftig aufgeregte Jüngling sank auf seine Knie. „Wenn Du ein Engel des Herrn bist, so rette sie und zermalme mich, wenn Du willst!"

„Ich bin blos ein Mensch," antwortete eine milde Stimme, „aber vielleicht schenkt mir Gott die Gnade, Euch zu retten."

Plötzlich glänzte ein Licht in seiner Hand, es kam von einer kleinen Laterne, bei deren Schein er sich nunmehr in der Stube umsah.

Als der Schein auf das im Bett halb aufgerichtete Mädchen fiel, das mehr einer Leiche als einem lebendigen Geschöpfe glich, da schien der Unbekannte einer schmerzlichen Bestürzung Raum zu geben. Er trat zu ihr hin, ergriff ihre Hand, sprach zärtlich und innig mit ihr, nannte sie bei ihrem Namen.

Das Mädchen vermochte nicht zu antworten. Sie konnte blos zu dem schönen, vom Lichte beglänzten Gesichte emporblicken, das sich zu ihr hinabbeugte, sie konnte blos dieser Stimme lauschen; — wo hatte sie dieselbe doch früher gehört? Wo hatte sie schon einmal diesen Ausdruck in einem Männergesichte gesehen? Es war ihr so fern und doch so nahe! Sie konnte diesen Eindruck nicht ertragen, es sauste ihr in den Ohren, sie sank auf das Bett zurück, sie glaubte zu sterben.

„Sie hat seit anderthalb Wochen nichts gegessen," sagte Eli.

„Wartet einen Augenblick, ich bin sogleich wieder hier," versetzte der Jüngling und verschwand aus dem Zimmer.

„O stirb nicht! o lebe nur noch eine kleine, kleine Weile! lebe nur noch eine Weile!" bat Eli ganz außer sich, indem er die kalten Hände und Wangen der Schwester küßte.

Sie starb nicht. Sie lebte, als der Fremde zurückkam. Er hatte ein Frauenzimmer bei sich, nicht jung, nicht alt, nicht schön, allein sie glich der leibhaftigen Barmherzigkeit.

Sie brachten einen Korb mit Wein und Eßwaaren mit,

Als Augustin den Wein mit etwas Wasser vermischt an Karins Lippen führte, nahm sie denselben an, ebenso auch wie ein in Wein getauchtes Zuckerbrödchen.

„Sie ißt! Sie trinkt! Sie wird also am Leben bleiben!“ rief Eli, indem er im Zimmer herumtanzte, Hedwigs und Augustins Kleider küßte und sich in seiner Freude wie närrisch geberdete.

Als er etwas ruhig geworden, legte Augustin die Hand auf seine Schulter und sagte in sanftem Tone:

„Denket daran! bedenket, daß ihr nie murren, nie verzweifeln sollt.“

Der Junge konnte nicht antworten. Weinend beugte er sich über Augustins Hand.

Augustin richtete den Reuigen auf und schloß ihn an seine Brust; er gewann den Jüngling lieb.

Aber draußen vor der Thüre stand Hanna und zitterte und weinte, denn sie wagte sich nicht in das Zimmer.

Und dennoch war sie das Mittel zur Rettung gewesen. Diesen Nachmittag war sie, als sie wie gewöhnlich auf ihre Nachforschungen ausgegangen, Eli begegnet und hatte ihn zu erkennen geglaubt. Aber er ging eilig an ihr vorüber. Sie sprang ihm nach, ergriff ihn beim Arme, faßte ihn in's Gesicht und sagte:

„Um Gotteswillen, sagt mir Euren Namen.“

Ihr verwirrter Blick machte den Jüngling glauben, sie sei verrückt. Er riß sich von ihr los, ohne zu antworten. Aber sie folgte ihm von Straße zu Straße, von Gasse zu Gasse, bis in das Haus, wo er hineinging. Sie eilte ihm nach und erfuhr bald von den Frauen Larson und Edelmann Alles, was sie zu wissen wünschte. Sie hatte also diejenigen gefunden, die sie so lange gesucht, und eilte jetzt nach Hause zu ihrer Herrschaft, aber mit der tödtlichen Angst im Herzen, daß sie dennoch zu spät gekommen sein möchte. Was weiter erfolgte, wissen unsere Leser bereits. Vielleicht können sie sich auch besser, als wir zu beschreiben vermöchten, vorstellen, wie freundlich

an diesem Abende das Feuer in dieser armen Stube glänzte, wie die Hoffnung mit ihren schönsten Strahlen alle Gesichter beleuchtete, wie Louise die Eßwaaren zurecht machte, wie sie lachte und weinte, wie sie schwatzte und die sonderbarsten und rührendsten Dummheiten heraussagte.

Und Frau Larson und Frau Edelmann und der Wachtmeister Föhrenbaum und Frau Föhrenbaum, wie sie guckten, wie sie lauschten, wie sie in ihrer Weisheit Alles erriethen, mit welcher Wichtigkeit sie einander zuflüsterten. Am meisten aber Frau Föhrenbaum. Denn sie sagte blos:

„Ja, ja, mehr sage ich nicht.“

Aber das offene, graue Auge sah aus wie ein Abgrund von Wissen und Weisheit. Und der Frau Larson Zunge, sie erging sich diesen Abend wenigstens zwölf Meilen weit mit ihren Berechnungen und Prophezeiungen.

Und wie heiter war Augustin an diesem Abende, wie vergnügt, wie angenehm und in jeder Beziehung liebenswürdig zeigte er sich in seiner Freude darüber, daß er Iswars Familie gefunden, was er eine Gottesgabe, einen Glückstreffer, eine wahre bonne fortune nannte.

Ja, wenn du ihn gesehen hättest, holde Leserin, so hättest du dich gewiß in ihn verliebt, und deßhalb ist es gut, daß du ihn nicht anders zu sehen bekommst, als durch einen schwachen Gucker.

Hedwig freute sich einen Augenblick über Augustins Entzücken, aber bald darauf seufzte sie ein wenig. Sie wußte, wie oft ihres Bruders frohe Hoffnungen getäuscht worden waren. Erst am heutigen Tag hatte sie einige theils lächerliche, theils betrübte Erfahrungen gemacht, wie bei gewissen Menschen Wohlwollen und Wohlthaten nur neue und übertriebene Ansprüche hervorrufen. Sie erzählte Augustin einige Fälle.

Augustin lächelte — er war an diesem Abend zu glücklich, um sich zu ärgern, und sagte:

„Ja, das mag schon sein und ist schlimm genug; aber Du wirst sehen, Hedwig, daß diese Familie nicht von

solchem Schlage ist. Wir können sie auf die gute Liste setzen, an die Spitze derjenigen, deren man sich mit Freuden annehmen kann. Wenn wir solche niederschlagende Erfahrungen machten, so war das unsere eigene Schuld. Wir haben unsere Thätigkeit zu weit ausgedehnt, wir haben zu wenig untersucht, wir sind zu bequem gewesen, namentlich ich, wir haben nur auf Gerathewohl gegeben. Jetzt wollen wir uns concentriren, und Isvars Familie soll der Mittelpunkt sein, von welchem aus wir anfangen. Nicht wahr, Du wünschest doch selbst, daß das junge Mädchen hier bei uns und unter Deiner Aufsicht gepflegt werde? Sie muß in eine gesunde Luft und unter ärztliche Behandlung gebracht werden. Und Hanna mag des Trostes bedürfen, ihr abzuwarten; sie wird sich dann selbst wieder erholen. Morgen wollen wir einen Wagen nehmen und sie abholen. Der Junge mag vor der Hand noch dort wohnen, aber ich werde ihn als Zögling bei der Malerakademie unterbringen; er besitzt in der That ungewöhnliche Anlagen. Du sahst ja das Gemälde, das er von der Stube seiner Schwester machte. Essen kann er bei uns; und diese Louise mit ihrem warmen Herzen und fröhlichen Gemüthe ist ein wahrhaft köstlicher Schatz. Sie müssen wir unter allen Umständen in's Haus nehmen. Und da sie keinen höhern Wunsch und Ehrgeiz hat, als die Dienerin von uns Allen sein zu können, so dächte ich, wir könnten sie zu einer Art von Hausräthin ernennen. Nun, was sagst Du, Hedwig? Wenn Isvar und Gerda nach Hause kommen, so wird unsere Haushaltung groß und Du wirst dann wohl einer Hülfe bedürfen.

„Ach, Du guter, lieber Augustin!“ antwortete Hedwig, indem sie ihn umarmte, „wenn Du doch der ganzen Welt helfen könntest, dann wäre keine Noth mehr auf Erden.“

Gesagt, gethan. Augustin und Hedwig nahmen einen Wagen und holten das kranke Mädchen in ihre Wohnung ab. Sie war aber so schwach, daß man beinahe fürchten mußte, sie möchte unterwegs sterben. Und noch lange

selbst in ihrer Wohlthäter Haus, und unter der Pflege derselben schien es zweifelhaft, ob ihr Leben wirklich zurückkehren und den Tod überwinden würde.

Aber sie hatte Tag und Nacht eine Dienerin und Wärterin um sich, wie man sie nicht so leicht findet und für Geld gar nicht bekommen kann, und das war Hanna.

Endlich siegte das Leben, Karin wurde außer Gefahr erklärt.

„Jetzt glaube ich, daß Gott mir verziehen hat," sagte Hanna weinend vor Freude, als Karin zum ersten Male mit Hedwig ausgefahren war, und bei ihrer Rückkehr lächelte und wie eine Rose aussah.

„Und jetzt sehe ich, daß Du ein gutes Herz hast," versetzte Stolz; verzeihe mir, daß ich einst böse auf Dich war und Dich für ganz gefühllos hielt."

„Ach, verzeih' Er mir, Stolz," erwiederte Hanna, „daß ich mich früher gegen Ihn so leichtsinnig und dumm benommen habe, und während Er so gut, so unendlich gut gegen mich war."

„Es ist merkwürdig, wie das Mädchen sich verändert hat und wie angenehm sie jetzt ist," sagte Stolz eines Abends zu Maja, als sie mit einander Grützbrei aßen, welchen Hanna gekocht hatte. „Und bei Tisch wartet sie auf, daß es eine wahre Lust ist, ihr zuzuschauen. Ich brauche mir nicht die geringste Mühe mehr zu machen."

„Ja, das sage ich auch," bemerkte Maja, „ein tüchtiges Mädchen ist sie immer in ihren Geschäften gewesen, und sie läßt den Grützbrei gewiß nicht anbrennen, hi, hi, hi! Sie hat diese Grütze gekocht, Stolz. Wer sie einmal zur Frau bekommt, der wird nicht übel fahren, hi, hi, hi!"

„Nein, nein, aber, wenn ich nur nicht so alt wäre, so . . ."

„Gott bewahre, Er ist ja noch ein ganz stattlicher Mann, Stolz, hi, hi, hi! und Er ist ja noch gar nicht so alt, blos etliche und 60 Jahre, glaube ich."

„Etliche 60 Jahre!“ erwiederte Stolz beleidigt, „noch nicht ganz 53.“

„Nein! was Er nicht sagt!“ rief Maja, „dann ist Er also gerade im rechten Alter, um zu heirathen.“

„Ja, aber . . . die Frauenzimmer sind eben doch Frauenzimmer. Und ich glaube gar nicht, daß ein Frauenzimmer Gefallen an mir finden könnte.“

„Warum denn nicht? Ich weiß das ganz gewiß — Er sieht ja recht hübsch und stattlich aus, und wenn Er ein Bischen höflich und artig sein will . . . .“

„Ich kann nicht anders sein, als ich bin,“ erwiederte Stolz mit Selbstbewußtsein. Jeder hat seine eigene Art und Weise, wie der selige Glad zu sagen pflegte, und die meinige war nie artig oder munter, besonders seit Glad mich verließ.“

„Aber bedenk Er einmal, wenn ein Frauenzimmer, ein junges Mädchen, meine ich, Gefallen an Ihm fände, Stolz, so wie Er ist,“ sagte Maja.

„Das würde mir Achtung für sie einflößen,“ antwortete Stolz, „und eine gute Grütze kocht sie, das muß man ihr lassen.“

„Und wenn einer einmal älter wird, Stolz,“ fuhr Maja fort, „so mag es doch sehr angenehm sein — ich meine für Männer, ihr eigenes Haus und ihre eigene Frau zu haben, die einem am Abend Grütze kocht und Gesellschaft leistet. — Was meint Er, Stolz?“

Stolz antwortete nicht, aber er stieß einen langen Seufzer aus und die Unterhaltung kam für diesen Abend nicht mehr in Gang.

Göthilda war wenigstens am Anfang gegen die Neuangekommene nicht sehr freundlich gesinnt. Sie war neugierig, wie dieselbe aussehen, ob sie wie so manche Andere eine Mamsell Nichts sein, wie sie sich anlassen würde, und ob man etwas aus ihr machen könnte. Dann wußte sie nicht, was man ihr für einen Namen geben sollte. Im Anfang nannte sie das Mädchen „Isvars Testament“

Ifvars Testament saß still und fleißig da und nähte im Dalberg'schen Hause, sobald ihre Kräfte wiedergekehrt waren. Aber sie lächelte so geistreich und schön über Göthildas Ein- und Ausfälle, sie blickte mit so dankbar strahlenden Augen Hedwig und Augustin an, sie antwortete so gut und so klug auf das, was man zu ihr sagte, und sie war überhaupt so liebenswürdig, daß ihre Stellung im Hause sich allmählig gänzlich veränderte. Aus der Nähterin wurde sie die Schülerin Hedwigs und Augustins und selbst Göthildas, welche ihr Unterricht im Singen und Zeichnen ertheilte. Ifvars Testament erhielt allmählig den Namen Göthildas Schützling, Hedwigs Mädchen, die Tochter des Hauses, die kleine Karin.

Und unter dem Sonnenschein der Familienliebe und des häuslichen Glückes entwickelte sich das junge Mädchen und blühte empor an Schönheit des Körpers und der Seele.

„Sie ist der zweite Engel," erklärte Göthilda, „namentlich nachdem sie von Louise verschiedene Züge aus Karins Leben erfahren hatte, die ihr große Achtung vor dem Mädchen einflößten, und Du darfst sie wohl ein Bischen lieb haben, Onkel, aber mich mußt Du am liebsten haben, das versteht sich."

„Das thue ich auch, hol mich der Teufel," sagte der General; „solcher Geschöpfe kann man nicht zu viele im Hause haben."

Das gehörte auch zum Glück bei der ganzen Sache, daß General Herkules mit der Aufnahme der Geschwister ins Haus so vollkommen zufrieden war.

Rechtschaffenen Leuten zu helfen, die alle ihre Kräfte aufboten, um sich selbst fortzubringen, das war just seine Sache. Er nahm Eli alsbald unter seinen Schutz, ließ seine beiden Zimmer sammt allen Geräthschaften, die gemalt werden konnten, von ihm abzeichnen, und bezahlte ihm ein gutes Honorar dafür . . .

Göthilda sang der kleinen Karin von Zeit zu Zeit das Lied vor:

„Und die kleine Karin diente an des jungen Königs Hof,"

wobei Karin immer so lieblich erröthete und so schön wurde, wie Göthilda meinte.

„Du hast Recht, Augustin," sagte endlich Hedwig. „Ifvars Testament ist ein wahrer Schatz für uns. Das Mädchen wird mir so lieb, als wäre es mein eigenes Kind."

„Nun sieht es doch aus, als ob die Leiden der Familie Ollonberg ihr Ende nehmen sollten," rief Louise, als sie sich entzückt zwischen Lachen und Weinen mit dem Rang einer Köchin, der einzigen Ehre und Würde, welche sie annehmen wollte, an den Herd der Dalbergischen Küche stellte, und bei den Flammen des Feuers, so wie bei dem Lustfeuer der Hoffnung, die kleine Karin auf dem Gipfel des Glückes sitzen, Eli im Himmelswagen der Kunst zur Unsterblichkeit fahren, und alle Leiden der Familie Ollonberg beendigt sah.

Und jetzt ist auch diese Episode zu Ende.

Aber wir beginnen sogleich eine andere. Denn gewiß fragt mancher Leser: Und wie steht es denn in

Eichen?

Ein schönes Gut, ein liebendes Menschenpaar, in idyllischer Einsamkeit und Friedsamkeit daselbst wohnend, erscheint Manchem als der Typus des höchsten, irdischen Glückes, als ein Stück Paradies. Und das kann auch so

sein. Aber es kann auch anders sein. Die Einsamkeit ist ein scharfer Prüfstein. Sie steigert die Gefühle, sie gibt ihnen eine wunderbare Tiefe. Glück und Leiden kommen hier zur höchsten Innigkeit. Man kann hier den Eindrücken nicht entfliehen, man kann sie nicht zerstreuen und verflüchtigen; sie bleiben, sie dringen ein, dringen durch, und unmerklich, aber unwillkürlich verwandelt sich Mensch und Haus.

Das häusliche Leben — dieses innerste Heiligthum des Menschen — ist gleichfalls eine Einsamkeit voll von tiefen Mysterien. Deßhalb steht das Wort heilig mit Recht über seinem Eingang. Es trägt eine unzerstörbare Einsamkeit in sich, worin Mensch und Mensch allein steht in einem Verhältniß, welches verlangt, daß sie Eins werden, wenn sie glücklich werden wollen.

Versetze diese Einsamkeit in ein äußeres Verhältniß und sie wird bald ihre Macht offenbaren, den Himmel oder die Hölle in's Leben einzuführen. Es kann, es darf nicht anders sein.

Die Zeit der stillen Seufzer ist nicht vorüber, sie wird auch nicht vorübergehen, bis der letzte Tag der Welt anbricht. Aber fragst du, wo die schwersten Seufzer ausgestoßen werden, so dürfte die Antwort lauten: in den abgeschiedensten, in sich abgeschlossensten Wohnungen.

Heilige, theure geliebte Einsamkeit! Soll ich dich anklagen? Nein, denn ich glaube, daß du weit mehr Menschen befreist, als du darnieder wirfst, und wohlthätiger als deine Gesellschaft, war mir noch nie die irgend eines Freundes auf Erden.

Aber Eines scheint mir gewiß zu sein, nämlich, daß kein Mensch es wagen darf, in tiefer Einsamkeit mit einem andern Menschen zusammen zu leben, wenn wesentliche Unterschiede in Bezug auf Charakter oder Denkungsart zwischen ihnen vorwalten. Diese werden dann nicht ermangeln, sehr bald störend hervorzutreten.

E i c h e n war ein schönes Gut. Uno und Engel zogen

als ein glückliches, liebendes Paar daselbst ein und sie waren glücklich. Stunden unaussprechlicher Seligkeit und Schönheit erblühten da für die liebenswürdigen und liebenden Gatten. Etwas jedoch fehlte noch. Der vollkommenen Vereinigung der beiden Gatten stand ein Hinderniß im Wege, welches, zuerst nur dunkel empfunden und verhüllt von den Blumen der Liebe, allmälig immer mehr hervortrat und sich immer häufiger, immer bestimmter zeigte. Es war die Kluft, welche sie schon früher einmal zu trennen gedroht hatte. Aber noch jetzt wie damals wandten sie ihre Häupter davon ab, reichten einander die Arme hinüber und füllten diese Kluft mit Blumen aus. Hin und wieder zeigte sie sich jedoch, und Engels jugendliche Heiterkeit schwand immer mehr. Dann suchte sie die Einsamkeit, zumal im Freien, wo sie am sichersten darauf rechnen konnte, ungestört zu sein. Eichen lag ein Stück vom Mälarsee landeinwärts in einer wildromantischen Gegend. In der Nähe des Wohnhauses begann ein schöner, großer Park. In demselben befand sich ein See, genannt der Tiefensee, eingefaßt von hohen, meist senkrechten Felsenwänden, welche da und dort von buschigen Baumgruppen und Thaleinschnitten unterbrochen wurden. Diesen Felsenwänden entlang hatte Uno einen Treppengang angelegt, der auf bequemen Stufen über die Berge in die Grotten und Säle führte, welche Natur und Kunst in holdem Verein hier gebildet hatten. Hier befand sich eine Stelle, wo ein Sperberbaum und eine Birke aus den Spalten der Felsenwand hervorgewachsen waren und sich so gegen einander angelehnt hatten, daß sie eine Thüre bildeten, und hier pflegte Engel zu sitzen und auf den See hinauszusehen, in dessen mystische, man sagt bodenlose Tiefe sie gerne ihre Blicke senkte. Hier hatte Uno eine Bank in den Felsen hauen lassen und nannte das Plätzchen Engelsruhe.

Eines Tags saß Engel auf dieser Bank. Es war im ersten Beginn des Frühlings. In der Luft hing ein Nebel, der alle Gegenstände zur Hälfte verhüllte, dennoch

war die Atmosphäre mild, weich und voll von jener unaussprechlichen Lieblichkeit, welche den Winter im Norden bricht und die erste Frühlingsahnung mit sich führt, wo man fühlt, daß

Die Erde liebewarm
Ruhet in des Frühlings Arm.

Der Schnee schmolz im Walde, die Birkhühner spielten in den Föhren, der Fuchs lockte sein Weibchen. Die Laubbäume errötheten und ihre Knospen schwollen in dem feuchten, milden Wetter. Dann und wann kam ein schalkhafter Wind, lud die Wellen des tiefen Sees zum Tanze ein und schlug die Harfen des Waldes und der Klippen. Das Herz der Natur schien zu schwellen im Gefühle eines herannahenden Freudenfestes.

Die junge Frau auf Eichen sah und hörte das Alles, aber ihr Herz schwoll nicht im Einklang mit dem Herzen der Natur. Es war im Gegentheil ungewöhnlich beklommen und gleichsam belastet von verhaltenen Thränen. Es gibt Stunden, wo unwillkürlich ängstliche Ahnungen uns ergreifen. Hunderte von ihnen verweht der Wind wie Spreu, aber es gibt auch einzelne, die eine heimliche Wurzel haben.

In Engels Seele war wie in der Natur ein Nebel, aus welchem die Gegenstände unbestimmt und düster hervorschimmerten. Sie gab ihnen keinen Namen, ja sie wollte nicht einmal daran denken, aber sie hatte ein dunkles Gefühl, daß zwischen ihr und ihrem Gatten Etwas sich erhebe, das ihr Leben zu umnebeln drohe, das sie möglicherweise trennen könnte. Doch nein, an dieses Letzte dachte sie nicht und konnte sie nicht denken. Und dennoch lastete ein so wehmüthiges Gefühl, wie nur das Gefühl der Trennung es erzeugt, in der Tiefe ihrer Seele und bedrückte sie. Allmählig begannen ihre Thränen zu fließen und dies verschaffte ihr einige Erleichterung.

Aber schnell wischte sie ihre Thränen ab, als sie Jemand kommen hörte und die Tritte Unos erkannte. Er plauderte fröhlich und zwar mit seinem kleinen Sohne.

Uno war ausgegangen, um seine Gattin zu suchen. Als er sie fand, machte er ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie sich durch solche Bergwanderungen ermüde, zumal jetzt.

„Ich glaube, ich muß noch ein Tyrann werden und Dich einsperren," sagte er scherzend.

Engel lächelte ihn an, aber er sah jetzt, daß sie geweint hatte. Zärtlich und ernst fragte er nach der Ursache, denn Uno wußte, daß Engel nicht zu den thränenseligen Weibern gehörte, die um nichts und wieder nichts weinen. Aber Engel wollte mit der Ursache nicht herausrücken.

Uno verlegte sich aufs Rathen und kam auf allerlei Dinge, worüber Engel zum Theil lachen mußte.

Endlich sagte sie:

„Ach nein! suche den Fehler nicht bei Dir selbst, Du bist der beste, der gütigste Gatte gegen mich, ja Du bist nur zu gut. Aber . . . dennoch . . ."

„Dennoch? Was weiter? Jetzt muß es heraus, Engel, sonst werde ich böse."

„Dennoch fühle ich mich zuweilen so einsam . . . jetzt ist es heraus — verzeih' mir, Uno."

Sie küßte ihn, aber ihre Thränen flossen von Neuem.

„Einsam!" wiederholte Uno, und blickte sie fragend an.

„Ja, einsam, in meinen tiefsten, innigsten und wie ich glaube, besten Gefühlen und Gedanken. Nein, blick' nicht so ernsthaft drein, Uno, Du machst mich sonst unglücklich. Siehst Du, mein geliebter Mann, eben weil ich Dich nicht betrüben, weil ich Dir auch nicht einen einzigen unangenehmen Augenblick bereiten möchte, darum gehe ich hierher, wenn ich traurig bin."

„Und was sind denn das für tiefe und für treffliche Gedanken, die Du vor mir verbergen mußt?" fragte Uno nicht ohne Schärfe.

„Du weißt es, Uno," antwortete Engel wie zuvor, „ich habe schon oft gewünscht, zum Nachtmahl zu gehen. Aber ich wollte nicht darauf dringen, weil Du nicht so denkst wie ich. Ich wollte auch seit langer Zeit nicht davon sprechen, da ich sah, daß Du es nicht gerne hörst. Jetzt aber sehne ich mich mehr als je darnach. Es ist schon so lange her! . . . Und bald kommt eine Zeit, wo es sich für mich um Leben und Tod handelt. Ich fühle ein wahres Bedürfniß, mich zuvor inniger mit dem ewigen Leben zu verbinden. Ich möchte gerne zu Gottes Tisch gehen."

„Nun wohl, wer hindert Dich denn daran?" sagte Uno etwas herb, „wenn Du gehen willst, so gehe."

„Allein?" und Engel warf einen so rührenden Blick zu ihm empor, daß er unwillkürlich tief ergriffen wurde. Er blickte zu Boden, indem er sich vorwärts beugte und mit seinem Stock unter den kleinen Steinen spielte, die er in den See hinabschnellte. Engel fuhr fort:

„Gestern als ich in der Kirche war, sah ich die Frauen mit ihren Männern zusammen zu dem Altare treten. Und sie kamen mir so glücklich vor, Uno! Es sah so schön aus . . ."

Mit milder, aber ernster Stimme sagte Uno:

„Willst Du mir zumuthen des Scheines wegen zu handeln, ohne innere Ueberzeugung?"

„Nein, ach nein . . . Ich betrübe mich nur darüber, daß es so ist, daß wir in manchen Dingen getrennt sind. Das geht mir tief zu Herzen und ich kann es nicht verhindern."

Tiefes Schweigen erfolgte.

Als Engel wieder aufschaute, sah sie Unos Blicke mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Zärtlichkeit auf sich geheftet. Endlich sagte er:

„Halte Dich an Deine Geschwister in den Ueberzeugungen und Gebräuchen, die Du gemeinsam mit ihnen liebst. Und dann — dann komm wieder zu mir und sei

glücklich mit demjenigen, dessen höchster Wunsch darin besteht, Dich glücklich zu sehen . . . Komm, mein holdes Mädchen! Milzsüchtige Grübeleien, denen sich junge Frauen so oft und so unnöthig hingeben, mögen Deinen klaren Blick und Deine heitere Stirne nicht verdüstern, mein Engel! Blicke Dich um in dem großen Tempel der Natur, wo tausend Stimmen von Leben und Seligkeit erzählen; . . . athme den Hauch ein, welcher Alles mit der Kraft der Wiedergeburt erfüllt; höre wie es hallt im Wald, im See und in der Luft; wie Alles athmet, erwacht, sich regt, um zu lieben, zu leben, zu genießen! Trägst nicht Du selbst, Geliebte, unter Deinem Herzen das Versprechen eines neuen Frühlings für unser Haus, für unser Glück! O so laß Deinen Athem, Dein Leben eins werden mit dem großen All um Dich her. Vergiß die kleinen Bekümmernisse des Augenblicks und versenke Dich in dieses Alles belebende, Alles ernährende . . ."

Ein schwacher Ruf und ein Geplätscher im See unter ihren Füßen unterbrach hier Unos entzückte Rede.

Engel sprang auf.

„Das Kind!" rief sie und blickte wild um sich.

Der Knabe war verschwunden.

Engel eilte an dem Geländer hin, welches den Felsenweg nach dem See zu einschloß. Uno wollte sie zurückhalten, aber sie riß sich aus seinen Armen und hatte sich in einem Nu über das Geländer hinab in das Wasser geworfen, aus welchem sie ihr Kind die hülflosen Händchen emporstrecken sah. Es war das Werk eines Augenblicks.

Der Junge hatte sehen wollen, wohin die Steine fielen, die der Vater in den See hinab schnellte; er war daher unter dem Geländer hervorgekrochen und bei dieser Gelegenheit die senkrechte Felsenwand hinabgestürzt. Er war eben im Untersinken, als der mütterliche Arm ihn erreichte.

Es war jetzt Abend. Hedwig und Augustin hatten sich in Eichen eingefunden. O wie viel hatte sich nicht seit dem Morgen verändert! Engel hatte zwar ihr sinkendes Kind gerettet, und Uno war es gelungen, Mutter und Kind zugleich der Umarmung des tiefen Sees zu entreißen, dennoch hatte dieser auch sein Werk gethan. Es war nicht mehr zu helfen; die schöne, geliebte junge Frau und Mutter, sie mußte jetzt sterben. Sie fühlte es, sie wußte es auch, als sie aus schweren Schmerzen wieder zum Bewußtsein erwacht war. Sie war jetzt vollkommen frei von Schmerzen, aber sie hatte nicht mehr viele Augenblicke zu leben. Diese widmete sie beinahe ausschließlich ihrem unglücklichen Gatten. Worte unaussprechlicher Liebe, Worte des Trostes und der Dankbarkeit kamen von ihren erbleichenden Lippen. Aber Uno hörte nicht auf sie. Er begriff nicht, was um ihn her vorging, er hatte nie einen Menschen sterben gesehen, und daß seine Frau, sein jugendlicher, lebensfrischer Engel sterben sollte, das konnte er nicht glauben, nicht fassen.

Aber in dem Augenblick, wo sie, nachdem sie einige Worte zu Hedwig und Augustin gesprochen, noch einmal ihren Blick auf Uno wandte, seinen Namen aussprach, dann aber die Augen schloß, zu athmen aufhörte und wie todt war, in diesem Augenblicke bemächtigte sich seiner ein wilder wahnsinniger Schmerz. Er warf sich über sie, richtete sie in seinen Armen auf, küßte sie und rief sie beim Namen.

„Engel! meine Frau! Mutter! erwache!" rief er.

Und sie — erwachte.

Langsam öffnete sie die schönen Augen und heftete einen traurigen, beinahe vorwurfsvollen Blick auf ihn.

Und traurig sagte sie zu ihm: „Ach warum weckteſt Du mich? Ich schlief so gut, ich träumte so lieblich und jetzt fühle ich, daß ich wieder große Schmerzen haben werde." Sie schloß die Augen wieder, und als sie dieselben nach einiger Zeit von Neuem öffnete, da war ihr

Blick wild und verwirrt. „Warum macht Ihr Alles so finster?" rief sie, „warum schließet Ihr das Licht Gottes hinaus? Uno, geliebter Uno, bist Du es, der mich in die ewige Finsterniß stößt? Was habe ich Dir gethan, mein geliebter Mann? . . . Verzeihe mir armen Kinde! Es war nur Unverstand! Laß mich gehen, wohin ich mich sehne! . . . Nicht in die Tiefe dort; . . . es ist so kalt, so finster! Barmherzigkeit! . . . Hedwig rette mich . . . rette mich! . . . Nein, stille! Laß es sein! Niemand soll sich zwischen ihn und mich stellen . . . Wo er ist . . . da will auch ich sein, obschon er mich nicht mehr schlafen lassen will."

In solchen wilden Fieberphantasien verbrachte Engel noch 8 Tage. Dann starb sie, ohne daß ihr zuvor noch ein Schimmer von Licht, noch ein wenig Ruhe zu Theil geworden wäre. Das Licht ihrer Seele war gänzlich erloschen, ihre körperliche Schönheit nicht minder, sie war nicht mehr zu erkennen, es war ein trübseliger Anblick.

Als der lange schwere Todeskampf endlich aufgehört und der Tod seinen Raub an sich gezogen hatte, da erhob sich keine Stimme mehr, um die Abgeschiedene in's Leben zurückzurufen.

Ihr unglücklicher Gatte saß auch jetzt noch an ihrer Seite . . . aber man sagt, daß vor Zeiten die Unglücklichen, welche den Kopf der Medusa gesehen, vor Entsetzen plötzlich in Steine verwandelt wurden. Etwas Aehnliches schien mit Uno vorgegangen zu sein. Ein Gedanke, ein Gefühl, finster wie die ewige Nacht, hatte sich in seinem Herzen, in seinem Hirn festgesetzt und starrte aus seinem thränenlosen Blick hervor.

„Geh' zu ihm, Hedwig," sagte Augustin, „sprich mit ihm, umarme ihn; wir müssen diesen Zustand brechen."

„Laß uns beide gehen," sprach Hedwig.

Sie gingen beide, sie schloßen ihren unglücklichen Schwager in die Arme, ihre Thränen benetzten ihn, er schien es nicht zu bemerken.

Augustin nahm den schönen, schlafenden Knaben auf seine Arme und trug ihn zu dem Vater.

Er stieß ihn hastig von sich.

„Hinweg mit ihm! er war Schuld daran!“ rief er, und wandte sich schaudernd ab.

Bei der Beerdigung, die einige Tage später stattfand, sah man Uno bleich und düster hinter dem Sarg der Gattin einherwandeln. Ein paar Stunden nachher fand ihn Augustin in unsäglichem, thränenlosem Harm auf ihrem Grabe liegen. Er führte ihn nach Hause.

Uno schien nicht recht zu wissen, was mit ihm vorging, und ebenso wenig wußten die Andern, was in seinem Innern vorging. Er sprach mit Niemand, er antwortete einsilbig oder gar nicht auf Alles, was man zu ihm sagte; er schien unempfänglich für jeden Trost, jede Zärtlichkeit, jede Hoffnung. Zuweilen schloß er seine Augen auf längere Zeit. Wenn er sie dann wieder öffnete, so lag darin ein Ausdruck so tiefen, so grenzenlosen Grames, daß Hedwig die ihrigen abwenden und weinen mußte.

Eines Tags brachte man ihm einen schönen Blumenstrauß aus seinem Gewächshause. Im ersten Augenblick griff er mit einer Art von Freude darnach, bald aber warf er die Blumen heftig von sich und sprang mit einem Ruf wilden Schmerzes auf, um sich in seinem Zimmer zu verschließen. Dieses wollte er jetzt nicht mehr verlassen. Sein Gram wurde immer menschenscheuer. Er ging niemals aus, ließ sich Bart und Nägel wachsen und sah bald ganz entsetzlich aus.

So verfloß eine Woche um die andere. Ein redlicher, alter Diener war der einzige Mensch, den er in seiner Nähe duldete, und seiner Pflege empfahlen die Geschwister den unglücklichen Schwager.

Uno's unverheirathete Schwester Bertha, eine Person von schwachem Körper und großer Geisteskraft, die bisher bei einer verheiratheten Schwester gelebt hatte, wurde jetzt berufen, um an Uno's Kind Mutterstelle zu versehen, ihren Bruder zu pflegen und die Stunde abzuwarten, wo das Vatergefühl wieder bei ihm erwachen und ihn möglicherweise in's Leben und zur Geselligkeit zurückführen würde.

Freunde, Aerzte, Geistliche versuchten lange Zeit Alles, was Freundschaft, Wissenschaft, Vernunft und Religion zur Linderung von Uno's Schmerz beitragen konnten.

Aber er schien nicht zu hören, was man zu ihm sagte. Er schien bloß für seinen Schmerz und seine Leiden Gefühl zu haben; allmälig verließ man ihn und gab ihn als unheilbar auf.

Aber Hedwig und Augustin verließen ihn nicht. Obwohl die Aerzte wenig Hoffnung auf seine Rettung gaben, sondern vielmehr erklärten, die einzige Veränderung seines Zustandes, welche man erwarten könne, werde wohl in einem Uebergang zur wilden Raserei bestehen.

Die Geschwister dagegen hielten fest an der Hoffnung und dem Glauben, daß es mit ihrem geliebten Uno anders werden müsse, und fuhren fort, ihn mehrere Male in der Woche zu besuchen, oder sich wenigstens, wenn er sie nicht sehen wollte, mit Bertha zu besprechen, die als treue Pflegerin den Vater sowohl als das Kind überwachte; das Kind, das unter ihrer Obhut so schön, so fröhlich und so frisch heranblühte, gleich als hätte niemals der Kummer mit schwarzen Flügeln um seine Wiege gerauscht. Bertha unterrichtete die Geschwister genau von Allem, was Uno betraf, selbst die geringste Veränderung in seinem Zustande wollten sie zu benutzen suchen. Aber Tag für Tag blieb sich dieser Zustand gleich, nur Uno's Schlaflosigkeit schien

zuzunehmen, und wenn Bertha mitunter an seiner Thüre lauschte, so hörte sie heftige, ungleiche Tritte, dabei einen Ton, wie wenn ihr Bruder verzweiflungsvoll die Hände ränge.

General Herkules brummte und sagte: „Ich verstehe dieses junge Geschlecht, die Menschen von heute nicht. Aber das Alles kommt von den modernen Theorien her... In, den guten alten Zeiten, wenn man einen Kummer oder ein Unglück hatte, da verschloß man sich in seine Kammer, holte eine Bibel und schöpfte aus ihren Worten Kraft und Trost, dann trocknete man seine Thränen, ging wieder in die Welt hinaus, war Freund mit seinen Freunden, ging nach wie vor seinem Berufe nach und trug seine Last mit Geduld. Auch der große König Karl machte es so. Als er unvorsätzlich seinen Freund, General Hard, in die Brust schoß, so daß dieser todt liegen blieb, da grämte er sich in der innersten Seele, ja, er verschloß sich oft in seinem Zelt, betete zu Gott und weinte; und ebenso machte er es, als er im russischen Feldzuge die Nachricht vom Tode seiner geliebtesten Schwester erhielt. Aber er wurde darum um nichts weniger munter, um nichts weniger tapfer gegen den Feind und herzlich gegen seinen Freund. Und er beunruhigte keine menschliche Seele mit seinen Klagen. Jetzt dagegen will man Himmel und Erde in Bewegung setzen mit seinem Unglück, das man selbst nicht ertragen kann, gerade als ob es keinen Gott und keinen Himmel gäbe. Aber das Alles kommt von diesen verdammten modernen Theorien her."

Und General Herkules pustete, schüttelte den Kopf, ließ den Thorshammer donnern, so daß das ganze Haus erdröhnte und sang dazu:

> Die alte Zeit ist mir so lieb,
> Die alte Caroling'sche Zeit.

Wir aber wollen bei der gegenwärtigen Zeit verbleiben und weiter erzählen von

Uno.

Der Frühling war gekommen mit seinen Kränzen und Gesängen, der Sommer war ihm gefolgt mit seinen Aehren, seiner Fülle von Schönheit und Leben. Aber der Einsiedler von Eichen wußte nichts davon, er hatte es nicht gesehen. Er saß fortwährend in seinem Dunkel.

Die Geschwister Dalberg und Onkel Herkules waren nach Björkö gezogen und machten von da aus ihre Besuche auf Eichen. Sie hatten über den See kaum eine halbe Stunde dorthin.

Eines Tags kam Augustin von einem solchen Besuche zurück.

„Uno hat gesprochen!" sagte er zu Hedwig, „aber ich weiß dennoch nicht, was ich von seinem Zustande denken soll, was mit ihm zu machen ist. — Als ich heute zu ihm fuhr, fühlte ich mich ganz ungewöhnlich belebt. Ich hatte beschlossen, um jeden Preis mit ihm zu sprechen, mir alle Mühe zu geben, um Bahn zu seiner Vernunft zu brechen, seine Denkkraft zu wecken oder wenigstens zu erschüttern. Ich nahm ihn ganz kurz vor, machte ihm Vorwürfe wegen seines übertriebenen Kummers, sprach mit ihm von den Zeugnissen, welche das Gewissen der Menschheit, das Bewußtsein der Menschheit zu allen Zeiten für ein Leben nach dem Tode, für die persönliche Auferstehung abgelegt, und suchte ihn auf diese Art zu dem Lichte zu führen, welches die christliche Offenbarung als eine Vervollkommnung und Bekräftigung der höchsten Ahnungen der menschlichen Vernunft aufgehen ließ. Ich wandte mich auch an sein Herz und berührte es bei seiner schmerzenden Wunde. Ich fragte ihn, ob er nicht glaube, daß Engel durch seinen Gram leide, und daß selbst ihr Himmel durch denselben verdüstert werde? Ich erinnerte ihn an die Ahnung dieses Verhältnisses zwischen geliebten

Seelen, welche in der schönen alten heidnischen Dichtung von Helge und Sigrun ausgedrückt ist, wo der Todte klagt, daß seine Brust durchkältet werde von dem Thau des Kummers, welcher aus den Thränen der zurückgebliebenen Gattin fließe. Ich wurde selbst ganz gerührt von dem schönen Gedichte, und gerieth zuletzt dermaßen in Eifer dagegen, daß ein unsterbliches Wesen sein ganzes Leben durch einen düstern flüchtigen Augenblick verdunkeln, daß es den Tod durch die Liebe überschatten lasse, welche allein stark ist und auch über den Tod siegt — ich begreife wirklich nicht, wie Uno ungerührt, unerschüttert bleiben konnte, aber er hörte mir schweigsam, gleichgültig und starr zu. Und als ich aufhörte zu sprechen, da sagte er: Ich danke dir! Ich verstehe deine gute Absicht, aber nicht deine Worte. Es ist als ob ich geronnenes Blut in meinem Hirne und meinem Herzen hätte, so daß es mir unmöglich würde, an etwas Anderes als an meine Unseligkeit zu denken und sie zu empfinden. Habe Dank, Augustin! aber — es ist nicht der Mühe werth; die Menschen helfen mir nicht. Es bedarf hiezu einer größeren Macht. Der Tod ist ein starker Mann. Er allein kann lösen — oder für immer beruhigen und — — ich begreife nicht, warum ich noch lebe . . . Dann versank er wieder in Stillschweigen, und ich sah, daß meine Gegenwart ihn bloß belästigte. Was soll man thun, Hedwig? Wie soll man diesem Unglücklichen helfen? Siehst Du kein Mittel, kannst Du Dir keinen Ausweg denken?"

„Ach nein," antwortete Hedwig, „das kann ich nicht. Aber was für Menschen unmöglich ist, ist für Gott möglich."

Und an dieser Hoffnung erlabte sich ihre stille Seele, an dieser Hoffnung richtete sich Augustins Gemüth von Neuem auf. Beide beharrten darauf, kein denkbares Mittel unversucht zu lassen.

Eines Morgens — es war um die Johanniszeit — fuhr Hedwig nach Eichen. Der Gedanke an den unglücklichen Schwager hatte ihren Blick abgestumpft für die

Herrlichkeit der sie umgebenden Natur. Die belaubten Eilande, die wie die Inseln der Seeligen in dem spiegelklaren Mälar dalagen, über welchem leichte Nebel lagen und worin Wasservögel sich badeten, Alles das sah Hedwig blos durch einen Trauerflor. Sie war an diesem Morgen besonders niedergeschlagen. Ihre gefühlvolle Seele war geschaffen, um mit allen Leiden, wie mit allem Glück innig zu sympathisiren. Jetzt herrschte das Erstere vor.

Sie traf Bertha in einem Zimmer, das sich vor der Wohnstube ihres Bruders befand. Bertha war unruhig und aufgeregt.

„Ich fürchte," sagte sie, „es möchte irgend etwas Ungewöhnliches heranrücken. Ich habe gehört, wie Uno sich so heftig bewegte und so unruhig auf und ab ging."

„Glaubst Du, daß ich hineingehen kann?" fragte Hedwig.

„Ich weiß es kaum; ich fühle mich heute so außerordentlich beklommen. Der Arzt, der gestern da war, fürchtet das Schlimmste und hat mich gebeten, das Kind vor seinem Vater wohl in Acht zu nehmen. Ach, Hedwig! . . ."

„Ich muß dennoch einen Versuch machen, hinein zu gehen und mit ihm zu sprechen."

Und bleich, aber entschlossen ging Hedwig nach der Thüre, die in Unos Zimmer führte.

Aber im gleichen Augenblick öffnete sich diese, und Hedwig wich erschrocken einen Schritt zurück, denn Uno selbst war es, der vor ihr stand. Uno mit seinem starren, verwilderten Haar und dem langen Bart. Er war der frühere Unglückliche, aber doch nicht ganz derselbe. Denn der düstere todte Ausdruck in den tiefen Augen hatte jetzt einem Feuer, — ob wohl dem Feuer der Freude oder dem Feuer der Narrheit? — Platz gemacht. Es strahlte aus ihm ein Licht, welches keiner irdischen Freude glich

und gleichsam einen Schein über das abgemagerte Gesicht verbreitete.

Als Uno an das starke Tageslicht hinauskam, stutzte er und hielt seine Hand schützend über die Augen, sodann ließ er sie fallen.

„Ist das nicht Hedwig? — Ist das nicht meine Schwester Bertha?“ fragte er mit einer Stimme, die in Hedwigs Ohren gar wunderlich erklang.

„Ja, Uno,“ antwortete Hedwig, indem sie vortrat, seine Hand ergriff und ihn mit ihren milden, klaren Augen anschaute.

Er umarmte sie, er umarmte auch Bertha und fuhr dann fort:

„Dank Euch, Ihr Lieben! Ich habe Euch viel Unruhe bereitet. Verzeihet mir . . . fürchtet jetzt nichts mehr . . . ich bin wieder wohl . . . Alles steht gut mit mir.“

Er ging von ihnen weg und in ein anderes Zimmer. Er schien etwas zu suchen. So kam er in das Zimmer, wo sein Kind in seinem Bettchen lag und schlief. Die Wärterin saß daneben, nähte und sang ein Wiegenlied.

Der Vater sank neben dem Bette seines Kindes auf die Kniee nieder, sah den Knaben lange an, küßte ihn auf die Wangen und benetzte ihn mit seinen Thränen.

Sodann ging er an ein Fenster. Es stand offen, ein Vogel sang draußen in dem Hollundergebüsch. Uno lauschte — und lächelte; er sah in die Gegend hinaus und bemerkte, daß es Sommer war. Er verließ das Zimmer, ging durch den Saal und die Treppe hinab. Schweigend und ohne sich umzusehen, schritt er dahin. Hedwig und Bertha folgten ihm angstvoll, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, und sahen einander mit fragenden Blicken an.

Als Uno auf die Treppe vor dem Haus in die freie Luft hinabgekommen war, da blieb er einen Augenblick stehen, athmete mehremal tief auf, streckte dann die Arme

aus, erhob einen Schrei der höchsten Freude und stürzte in den Park hinaus.

Die Sonne schien über die grüne thaugetränkte Erde, die Birken rauschten und dufteten, die Lerchen sangen hoch oben in den Wolken, blau und hoch wölbte sich der Himmel über der blumenreichen Erde. Die Frische des Morgens athmete durch die Luft, alle Blumen öffneten sich, die Natur schien ihre Auferstehung zu feiern. — Und eines Menschen unaussprechlicher Jubel mischte sich hinein. Unos Schritte wurden immer schneller; unsichere Schwingen schienen ihn zu tragen; — wo er ging, umarmte er die Bäume, küßte das Laub, die Blumen, drückte den Felsen an seine Brust und schien zu den Vögeln, zu den Bäumen, zu den Blumen, zu Allem in der Natur zu sprechen:

„Preis und Dank sei ihm! . . . sie lebt! . . . sie lebt! . . . Alles wird leben! . . . Singet Freudenlieder!"

Es war als wollte er sich mit allem Leben, mit allen Wesen vereinigen, als wollte er aufgehen in Liebe und Anbetung.

Und die Vögel sangen und jubelten, und die Bäume neigten sich, die Blumen dufteten, als gehorchten sie seinen Worten.

„Das ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!" sagte er; — „o diese Liebe, diese Seligkeit! . . ." Und er erhob seine Hände gen Himmel und warf sich dann auf die Erde nieder, gleich als wollte er sie umarmen.

Ein Strom von Thränen schaffte ihm Erleichterung und sänftigte die heftige Aufregung seines Gemüths.

Hier fanden ihn Hedwig und Bertha.

Er legte seinen Kopf in Hedwigs Schooß und weinte.

„Seid nicht unruhig," sagte er zu ihnen, „Alles wird gut gehen . . . sie lebt! . . . danket Gott! . . . beruhigt Euch, auch ich werde ruhig werden."

Und stille saßen die Mädchen in dem sonnenwarmen Grase, mit leisen Freudenthränen den Bruder bewachend. Sie begriffen jetzt, daß er wieder gesunden würde, und

über ihnen trillerten die Lerchen ihre Auferstehungslieder, die Blumen dufteten, die Winde wehten sie an, und sie fühlten, daß Gottes Geist da sei, daß er in dem sei, was jetzt vorging.

Uno wurde immer stiller; — er schien in Schlummer zu versinken, aber dazwischen hinein durchzuckte ihn ein freudiges Zittern, und er nannte den Namen seiner Frau.

In diesem Zustande fand ihn der alte Diener, der mit unbeschreiblicher Angst seinen Herrn vermißt und gesucht hatte.

Mit ihm und seinen Schwestern kehrte Uno in's Haus zurück. Der exaltirte Zustand war vorüber, aber die Glückseligkeit wohnte noch in seiner Brust. Seine Stimme war weich, seine Augen glänzten, aber in einem ruhigen, gleichmäßigen Lichte.

Bald wurde Uno auch äußerlich derselbe Mensch, der er vor seinem Unglück gewesen. Aber diejenigen, die ihm näher kamen, bemerkten, daß eine große innere Veränderung mit ihm vorgegangen.

Wodurch diese veranlaßt worden, erzählte er nie. Er vermied es auch, mit Augustin und Hedwig darüber zu sprechen, und er schien dieses Geheimniß für sich allein haben zu wollen, wie einen kostbaren Schatz, welcher dem Tageslichte nicht blosgestellt werden dürfe. Aber wenn er in diesem Punkte verschlossen gegen sie blieb, so zeigte er sich in allen übrigen Beziehungen um so offener, herzlicher und zugänglicher. Er sprach mit ihnen gerne von Engel, als von einem lebendigen, glückseligen Wesen, das er dereinst wieder sehen würde. Er ließ sich jetzt gerne auf Gegenstände ein, die er sonst immer zu vermeiden gesucht hatte. Sein schönes Kind wurde seine liebste Freude.

Seinen Untergebenen widmete er eine immer väterlichere Sorgfalt, diese aber bezog sich nicht mehr, wie früher, ausschließlich auf die Beförderung ihres materiellen

Wohls, sondern er ließ sich nunmehr auch ihre geistige Veredlung angelegen sein. Unter Anderem errichtete er auf seinem Hof eine Leihbibliothek, die er mit guten, nützlichen, in edlem Sinne unterhaltenden Büchern ausstattete.

Der liebe Dr. Lund, den wir bereits kennen, war jetzt ein fortwährender Gast auf Eichen, und Uno las und studirte täglich mit ihm. Dieser liebenswürdige Gelehrte gehörte zu denjenigen Geistlichen der evangelisch-lutherischen Kirche, welche derselben in manchen wichtigen Punkten anhängen, in manchen andern aber über ihren Standpunkt hinausgehen. Er hatte tief und selbstständig in der heiligen Schrift geforscht, und er hatte gefunden, daß noch keine Kirche, keine Religionsform auf Erden das in dieser Schrift enthaltene, Himmel und Erde beleuchtende Licht, den Reichthum an Gnade und Seligkeit, welchen sie über alle Wesen ausbreitet, vollkommen aufgefaßt hat. Er gehörte zu denjenigen, welche die Zeit nahe glaubten, da dieses Licht anbrechen und eine höhere allgemeinere Kirche auf Erden erstehen sollte; und er freute sich über die Erscheinungen am Himmel des Geistes, in denen er die Ankunft des neuen Tages prophezeit sah.

Und das Licht, das er gefunden, theilte er auch Uno mit. Auch Uno hatte eines gesehen, das seine Augen wunderbarlich geöffnet und ihm neue Klarheit über Leben und Tod verschafft hatte. Die beiden Männer verstanden einander und hatten große Freude davon.

Aber in dem neuen, glücklichen Glauben, worin Uno jetzt wandelte, sah er, daß auch der Weg des Zweifels nicht ohne Nutzen für ihn gewesen war. Der ehrliche, ernste Zweifel ist niemals ohne Nutzen. Durch seine Schatten hindurch war er zum Lichte gekommen, welches er ohne diese Schatten niemals gesucht und gefunden haben würde. Uno fühlte jetzt, daß sich nicht blos ein neuer Tag, sondern auch eine neue Lebensbahn für ihn eröffnet hatte.

Im Parke zu Eichen, an der Engelsruhe, am Strande des tiefen Sees, ließ Uno in den hohen Felsen ein Monument zum Gedächtniß Engels einhauen und dasselbe mit Symbolen der Unsterblichkeit schmücken; hier auf der Felsenbank mit der Aussicht über den See saß er gerne theils allein, theils mit seinen Freunden, und hier saßen sie manchen schönen Abend und sprachen mit einander über das Lieblingsthema des kleinen Doctors, die Unsterblichkeit und den Zustand nach dem Tode. Der liebenswürdige Gelehrte war voll von tiefer Einsicht hierüber, und man konnte ihn nicht anhören, ohne im Gedanken belebt und im Herzen warm zu werden, wenn auch zuweilen seine Hypothesen etwas gewagt erschienen und Göthilda zweiflerisch bemerkte: „Aber lieber Vater, wo steht das geschrieben?"

Aber der liebe Vater beharrte fest auf seinen Behauptungen, er war so feurig in seinen Beweisführungen, dabei so gutmüthig und zugleich unterhaltend, daß man ein herzinniges Wohlgefallen an ihm haben mußte, selbst wenn man nicht vollkommen mit ihm übereinstimmen konnte. Doch man mußte großentheils mit ihm übereinstimmen, und der Himmel schien der Erde um Vieles näher zu kommen während solcher überirdischen Besprechungen.

Auch Göthilda, welche unserem Herr Gott den Tod Engels noch nicht verziehen hatte — es war dies ihr eigener Ausdruck — fühlte sich nach solchen Unterredungen mit ihm ausgesöhnt, ja, sie bekam zuletzt beinahe Lust, selbst zu sterben.

Aber Göthilda liebte das Leben, d. h. das Leben auf Erden sehr, und glaubte, daß sie allda noch viel zu thun habe. Wir können ihr hierin nur Recht geben, denn abgesehen davon, daß sie in ihrer eigenen Seele noch viel Unfertiges und Ungeordnetes hatte, das einer nähern Klärung bedurfte, so sah sie auch verschiedenen Ereignissen in ihrer Familie entgegen, welche allerlei Vorbereitungen und Anordnungen, sowie mannigfaltige Betheiligung von ihrer

Seite erforderten. Und Göthilda begriff nicht, auch wir begreifen es ebenso wenig, wie man hiebei ohne Göthilda fertig werden könnte.

Wir gehen jetzt zu einem dieser Ereignisse über, nämlich zu der

Großen Geschwister-Zusammenkunft.

Es waren beinahe fünf Jahre verflossen, seit Ifvar und Gerda übers Meer in fremde Lande abgesegelt waren. Jetzt wurden sie zurück erwartet. Bruder mit ihnen aus England.

Bereits hatte der Stockholmer Telegraph signalisirt, daß der Gauthiod die Festung Dalarö passirt habe. Augustin kam ganz warm mit dieser Nachricht nach Hause. Schon heute Nachmittag können sie — die Geschwister — im Hafen von Stockholm sein, können wir sie hier haben.

Es war noch nicht 5 Uhr, und schon hörte man den Kanonenschuß von der Schiffbrücke herkommen.

„Da haben wir sie! da sind sie wieder!“ Und Onkel Herkules und Göthilda, und Augustin und David und Stolz, sie treten alle zusammen den Geschwindmarsch nach dem Hafen an.

Aber Schwester Hedwig ist zu Hause geblieben. Sie muß ihre geliebten Geschwister dort empfangen. Sie ist nicht allein. Wer glaubt ihr wohl, daß das weißgekleidete junge Mädchen sei, das vor Schwester Hedwig auf den Knieen liegt, während diese eine schöne, lebendige Rose mit grünem Laub in das schöne helle Haar der Jungfrau flicht, die so liebenswürdig, so innig zur mütterlichen Freundin emporblickt und lächelnd erröthet, wenn diese mit mütterlichem Vergnügen — man könnte beinahe sagen Stolz — auf sie herabschaut? Kennt Ihr sie noch?

Ich glaube kaum. Es ist schwer, das bleiche, halbgebrochene Wesen, welches vor drei Jahren in das Dal-

berg'sche Haus kam, in dem blühenden, frischen, jungen Mädchen wieder zu erkennen, das wir hier sehen!

Aber ich versichere Euch, es ist eine und dieselbe Person, und der Rosenstock, der damals mit ihr in's Haus zog, er steht auch jetzt vor ihr. Von ihm ist die Rose gebrochen, die jetzt so schön in ihrem Haare glänzt, und der Stock steht noch voll von Knospen.

Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, daß es dasselbe Mädchen ist, so mögt Ihr es den innigen Augen glauben, welche von Zeit zu Zeit nach demselben in's Zimmer hineinblicken und voll von Thränen stehen. — Es ist schwer zu sagen, ob vom Lachen oder vom Weinen, und wahrlich, beides ist daran Schuld, denn es sind die Augen der Hausräthin — sie ist nämlich in ihrem Range weiter gestiegen, — Louise, welche im Saale beschäftigt ist, einen Tisch mit allerlei guten Dingen zu besetzen, die sich aber dazwischen hinein den Genuß nicht versagen kann, manchmal durch die Thüre zu gucken, zu lächeln und zu nicken.

Die kleine Karin — denn sie ist es wahrlich — weiß, wer kommt, weiß, wen sie bald wieder sehen soll, und deßhalb erröthet und lächelt sie, während ihr Herz unruhig schlägt. Das arme Herz! Es wird immer in's Spiel kommen, wenn junge Mädchen um den Weg sind, und es kommt so oft ganz übel weg.

Das Mädchen und die Rose gaben zusammen ein allerliebstes Bild. So oft Hedwig dasselbe betrachtet, muß sie lächeln und wiederum lächeln bei dem Gedanken, wie überrascht eine gewisse Person drein blicken wird, und dann muß sie zum drittenmal lächeln und zwar über sich selbst und ihre allerdings romantischen Gedanken, die sich erheben und im Sonnenschein ihrer Seele sonnen. Aber sie sagt nichts, nicht ein Sterbenswörtchen. Und das junge Mädchen ist ebenfalls stumm, aber sie küßt die gütigen Hände, welche die Rosen in ihr Haar geflochten haben, und weint und lächelt. Es ist eine schweigende Unterhaltung. Plötzlich jedoch wird es anders.

Geräusche, Getrampel, Hin- und Herrennen auf den Treppen und durch die Thüren, Willkommsrufe, Namensrufe, Umarmungen, Küsse, Freudenthränen, Freudenbezeugungen, kosender, schmeichelnder, närrischer Art; — Isvar und Gerda, die lange Abwesenden, sind aus weiter Ferne nach der väterlichen Erde, in die Heimath der Geschwister zurückgekehrt.

Und Bruder ist auch bei ihnen. In die Heimath, Heimath! Wie lieblich klingt dieses Wort für diejenigen, die lange entfernt gewesen!

Viel ist zu fragen, viel zu sagen und zu erzählen; manche Veränderungen sind eingetroffen; sie kommen allmählig zum Vorschein, wann der erste Sturm sich gelegt hat.

Engel ist dahin geschieden, die neuen Ankömmlinge hatten es schon in der Fremde erfahren. Sie vermißten die Schwester schmerzlich. Aber von Engel II. wußten sie nichts; man hatte ihnen das absichtlich verschwiegen.

Tante Weise hat sich zu ihren Vätern versammelt, Tante Weise! . . . Ach! viele vermissen auch Tante Weise . . . Niemand aber so sehr wie Onkel Herkules. Und wo ist wohl der junge Jarl? Noch immer auf Reisen, unterstützt von Onkel Herkules.

Auch der Millionär ist todt. Wer grämt sich um ihn? Ich nicht. Das weiß ich ganz gewiß. Bruder zeigt den Verlobungsring an seinem Finger; er nimmt Glückwünsche entgegen. Gratulire, gratulire! Glücklich der Jüngling, der ein holdes Weib und noch dazu eine Million errungen. Ich hätte mich mit der Hälfte der Hälfte begnügt.

„Das Haus hat sich verschönert," sagte Isvar zu Hedwig, indem er neben ihr saß und seine Augen auf ein junges Mädchen mit einer Rose im Haar richtete. Der Leser und ich wissen, wer sie ist; sie stand an einem Tisch und war beschäftigt, Erfrischungen zu serviren. „Wer ist diese Iduna-Gestalt?"

„Ich will sie Dir vorstellen," sagte Hedwig mit einem herzlichen Lächeln, indem sie aufstand, den Bruder zu der Iduna-Gestalt führte und sagte:

„Liebe Karin! Mein Bruder Isvar, Dein ehemaliger Lehrer und Freund, wünscht seine Bekanntschaft mit Dir zu erneuern."

„Was? Wer? Wie?" stammelte Isvar, so verwundert, so verblüfft und aus dem Concept gebracht, daß Amerika seinen Gesängen nie applaudirt haben würde, wenn er nicht dort mehr Geistesgegenwart gezeigt hätte. Ein Mädchen vermochte jetzt, was ganz Amerika nicht vermocht hatte — einen jungen Herrn aus der Fassung bringen.

Aber die Ueberraschung war auch wirklich groß.

Und die kleine Karin — sie verschüttete Beeren und Milch auf das Tuch, sie erröthete, sie erblaßte, sie sah mit ihren tiefblauen, stummen, sprechenden Augen zu Isvar auf, sah zur Erde nieder, kurz sie that genau Alles, was jedes andere Mädchen an ihrer Stelle gethan haben würde.

Hedwig fuhr fort:

„Sie heißt jetzt die Tochter des Hauses, unser aller Kind, wir alle sind ihre Väter und Mütter. Und das muß ich sagen, ein besseres Kind kann es auf der ganzen Welt nicht geben. Aber als ihr Pflegevater mußt auch Du, Isvar, zu ihrer weiteren Erziehung beitragen und darauf bedacht sein, sie Etwas zu lehren, z. B. Musik, zu welcher sie eine außerordentliche Neigung hat."

Hedwig wurde in diesem Augenblick abberufen und mußte die beiden allein lassen.

Isvar konnte sich nur mit Mühe von seiner Ueberraschung erholen, das zarte Gärtnerkind in diesem edlen, anmuthsvollen, jungen Frauenzimmer wieder zu finden. Ob er nun seine väterliche Rolle überlegte oder ob er darüber nachsann, in was er die junge Tochter des Hauses unterrichten sollte, so viel ist gewiß, daß er beinahe stumm

neben ihr verblieb. Und diese seine Stummheit theilte sich auch dem Mädchen mit und preßte demselben nachher schmerzliche Thränen aus.

Und als Ifvar später von den amerikanischen Frauen, von ihren Tugenden, ihrer Schönheit und Anmuth erzählte, da fühlte sie sich so vernichtet, so gänzlich zu einer Mamsell Nichts herabgesetzt, daß sie ganz aus der Welt zu verschwinden meinte.

Aber was Ifvar von ihr dachte, das erzählen wir noch lange nicht.

Ifvar selbst war auch äußerlich nicht weniger verändert, als das junge Mädchen, aber auf eine andere Art.

Ihre Verwandlung war der harmonische Uebergang von der Knospe zur Blume; die seinige war zwischen Stürmen und gewaltsamen Kämpfen, zwischen zwei streitenden Naturen, unter Losreißungen von geliebten Illusionen und dem Erwachen zu einem neuen Leben vor sich gegangen. Aber eine Wunde kann nach überstandenen Qualen und Schmerzen ein verklärter Zug in der gesunden Seele werden, und so war es bei Ifvar geschehen.

Welchen Einfluß seine Heimath oder der Genius der neuen Welt, oder die edle Jungfrau, deren Beschützer er geworden — eine Rolle, die einen Mann immer veredelt — auf diese Veränderung gehabt hatte, will ich nicht bestimmen; genug, sie war wirklich da, sie war groß, glänzend und schön. Der Wilde war verschwunden, und wenn der schwärmerische geniale Jüngling auch etwas verdrängt wurde, so war an seine Stelle ein ernster, milder Mann getreten, in dessen bleicherem, aber ausdrucksvollerem Gesicht man immer klarer den himmlischen Genius erkannte, dessen Züge Lagertha schon längst hervorschimmern gesehen hatte. Und wie schön blickte er nicht in dem Ausdruck, womit Ifvar seine Geschwister ansah und in der Stimme hervor, mit welcher er sie anredete!

Und Gerda! Gute junge Leserin, wenn ich dir jetzt sagen würde, sie habe einen Vorderzahn verloren, ihre

schönen Haare eingebüßt, sie trage eine Perrücke und ein finniges Gesicht, sie sei überhaupt ganz abscheulich häßlich geworden, so würdest du mir bestimmt das nicht verzeihen; deshalb, aber auch darum, weil es eine ganz abscheuliche Lüge wäre, sage ich das nicht. Denn die reine Wahrheit ist, daß Gerda sich noch bedeutend verschönert und auf jede Weise, nur nicht der Länge und Breite nach, was auch nicht nöthig war, körperlich entwickelt hatte. Kein Wunder auch, denn sie hatte ein unabhängiges, thätiges und glückliches Leben geführt; sie hatte gefühlt, wie ihre Seele sich erweitert hatte, größer und besser geworden, mit einem Worte gewachsen war. Dadurch verschönert sich ein Gesicht stets, der Ausdruck einer edlen Selbstständigkeit erhöhte jetzt die Anmuth ihres Wesens. Das unstete, launenhafte Mädchen war in dem sanften edeln, freien, jungen Weibe aufgegangen.

Ich hoffe, meine junge Leserin, daß du zufrieden bist.

Könnte ich übrigens recht anschaulich machen, wie Onkel Herkules regierte, wie er fluchte und wie derb er sein Entzücken ausdrückte, Gerda und Isvar gesund und glücklich von der großen Narrheit zurückgekehrt und seine ganze Jugend wieder um sich versammelt zu sehen, wie er klopfte und drückte und sich mit Isvar, dem weitgereisten, mit der Walkyre und Bruder, dem Teufelskerl, so wie mit den übrigen Allen im Kreise herumschwang; wie innig und glücklich Hedwig dreinblickte; wie Augustin lächelte und sprach; wie Bruder und Göthilda scherzten; und wie Louise und Masa umeinander herumsprangen und dann wieder die Köpfe zusammensteckten; wie alle großen und kleinen Dinge im Hause dazu beitragen mußten, das allgemeine Vergnügen zu erhöhen, selbst die Lieblingstassen, die Lieblingsgerichte, die Lieblingsredensarten nicht fehlen durften, und wie Alles das aufgenommen wurde, und was diesen Abend im Hause der Geschwister für ein Leben war — ja könnte ich Euch das anschaulich machen, so

wäre es eine große Freude sowohl für Euch als für mich. Aber ich kann es nicht und das ist Schade. Ihr sollt mir jedoch mit Euerer vortrefflichen Einbildungskraft zu Hülfe kommen und Euch Alles selbst vorstellen.

Eine der ersten Seitenfragen, welche Gerda an ihre Geschwister richtete, betraf Sigurd.

Mit Sigurd stand es nicht gut; seit einiger Zeit schien ihn ein Unglücksstern zu verfolgen. Kurz nachdem Gerda ihm den Abschied gegeben, wurde er wegen der ihm zugefallenen Erbschaft in einen Prozeß verwickelt, der ihm durch den bösen Willen und die niedrige Gesinnung seiner Gegner vielfache Kränkungen zuzog. Sigurd ging mit Ehre aus der Sache hervor, büßte aber beinahe sein ganzes Vermögen dabei ein. Er ertrug dieses Mißgeschick als ein Mann und arbeitete nur um so eifriger, um seiner Mutter und sich wieder zu einigem Wohlstand zu verhelfen. Eines Tags wurde er schnell zu dieser Mutter hineingerufen, welche jetzt das einzige Wesen auf der Welt war, das er zu lieben schien. Sie war von einem Schlage gerührt worden und konnte, als Sigurd zu ihr hineinkam, nicht mehr reden.

Sie ergriff nur die Hand des Sohnes, drückte dieselbe fest und starb, aber als sie todt war, hatte man viele Mühe, die lebendige Hand aus der todten loszumachen. Und diese lebendige Hand war es jetzt auch nicht mehr, sie war lahm geworden. Es war die Rechte. Mehr als ein Jahr war seitdem verflossen, und trotz aller Mittel, die man gebraucht, hatte die Lähmung immer zugenommen, des ganzen Armes sich bemächtigt, und auch dem Körper sich mitgetheilt, so daß Sigurd nur mit Mühe gehen konnte. Seit einigen Monaten befand er sich in Stockholm, um die Gymnastik gegen sein Uebel anzuwenden, allein man hatte bisher keinen Erfolg verspürt. Er ertrug sein Unglück ohne Klagen, aber sein Gemüth war düster und menschenscheu geworden. Die gezwungene Unthätig-

keit, worin er lebte, erhöhte diese Stimmung noch. Augustin hatte ihn ein paar mal besuchen wollen, war aber nicht vorgelassen worden.

So viel hörte Gerda von ihrem früheren Verlobten. Sigurd unglücklich, krank, verlassen! Bei diesem Gedanken drangen ihr Thränen in die Augen, und in ihrer Brust erhob sich ein warmes Gefühl. Es mahnte sie: „Zu ihm!"

Sigurd und Gerda.

Gerda hatte es nicht bemerkt; sie hatte, als sie die väterliche Erde begrüßte, umgeben von Verwandten und Freunden, nicht bemerkt, daß ganz nahe bei der festlichen Gruppe eine Miethkutsche anhielt, in deren Fenstern ein blaßgelbes Gesicht zum Vorschein kam; halb in einen weiten Mantelkragen gehüllt, während düster flammende Augen auf sie, das blühende, strahlende Mädchen, mit einem Ausdrucke geheftet waren, welcher ihre Strahlen erloschen gemacht haben würde, wenn sie ihn wahrgenommen hätte. Aber sie war ganz erfüllt von Liebe und Freude, und die Gestalt, die so düster nach ihr blickte, wünschte, nicht gesehen zu werden. So viel lag klar am Tage.

Dieselbe Gestalt saß einen Tag nach diesem Auftritt allein in einem düstern Zimmer, in einer dunkeln Gasse in Stockholm. Der Mann hatte die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen; er hatte sich zwar niedergelegt, war aber, geplagt von körperlichen und geistigen Leiden, einmal um's Andere wieder aufgestanden; man konnte dies seinem matten, gramvollen Gesichte ansehen. In seinen Nachtrock gehüllt, saß er jetzt in einen Lehnstuhl versunken, seinen Kopf über den Arm hinabgebeugt, der wie verwelkt in einer schwarzen

Binde über seine Brust hing. Vor seinen Blicken stand das Gemälde des gestrigen Tages. Er sah das schöne, kraftvolle junge Weib, das er einst sein eigen genannt, wieder, blühend von Glück, von bewußter Kraft und Güte. Er folgte ihr in den Kreis der Ihrigen, sah die strahlenden Blicke derselben, hörte ihre jubelnden Stimmen, überzeugte sich, wie diese liebenden Wesen eine Welt voll Güte und Freude für einander schufen. Und nun blickte er um sich. Alles leer, todt, freudlos! Verfolgt von dem Schicksal, verkannt von den Menschen, verstoßen von seinen Freunden, gänzlich verlassen saß er da. Gar Vieles hätte anders sein können, das fühlte er, das wußte er wohl, und dieses Bewußtsein war sein bitterster Schmerz. „Aber es ist meine eigene Schuld," sagte er streng zu sich selbst, und er ließ keine Klage aufkommen, sondern verhärtete sich gegen sein Schicksal.

Und wie er so dasaß, kam ein Schlummer über ihn und in dem Schlummer ein Traum.

Er träumte, daß er sich auf einer Wahlstatt befinde und kämpfe; er stand allein gegen überlegene Feinde; er fühlte sich verwundet, aber er kämpfte noch immer unüberwunden weiter.

Da hörte er ein Rauschen in der Luft und er sah auf ihrem beflügelten Roß die Todesjungfrau, die Walkyre, welche die Kämpfer für Odin auserkürt. Ihre Haare unter dem Helme flatterten im Winde, sie war bleich aber schön, ihr Blick war ruhig aber flammend. Diesen Blick hatte er schon einmal gesehen.

Sie hatte einen Spieß in der Hand und entsandte ihn; er pfiff durch die Luft. War es ihr flammender Blick, war es der Spieß, der in sein Herz drang? Genug: er fühlte sich getroffen. Eine eisige Kälte lähmte seine Glieder und legte sich bleischwer auf seine Brust; er sank zu Boden.

Ich werde sterben! dachte er und kehrte dem Tod eine feste, trotzige Stirne entgegen; dadurch benimmt man

ihm seine Bitterkeit. Da hörte er es wieder in der Luft brausen, und die Jungfrau, die er früher gesehen, stand ganz nahe bei ihm; sie stand schön und fürchterlich da, beugte sich über ihn hinab und küßte ihn. Dieser Kuß nahm ihm den Athem, und doch lebte er wunderbarer Weise, er lebte durch die mystische Gemeinschaft mit ihr, deren kalter Athem sein Blut zu Eis gemacht hatte, die ihn jetzt wie ein Kind in ihre Arme nahm und an ihre Brust gedrückt hielt. Er fühlte sich von dem beflügelten Rosse auf luftigem Wege mit ihr dahingetragen, er fühlte eine freiere Luft um sich wehen, er glaubte das fröhliche Geräusch aus den hohen Sälen Odins zu vernehmen, wo die Liebe ein ewiges Kampfspiel und das Kampfspiel, ein ewiger Sieg ist.

Und durch den Schleier seiner geschlossenen Augenlider glaubte er ihren Blick zu sehen und zu fühlen, der ihn mit magischer Gewalt beherrschte. Da überkam ihn der Wille zu erwachen, das schöne Gesicht, das er jetzt wie durch einen Nebel sah, klarer zu sehen, wieder zum Leben, wieder zu sich selbst zu kommen. Er kämpfte mit dem Todesschlaf — und er erwachte. Er erwachte wirklich. Aber er glaubte noch zu träumen, denn sie stand ja noch vor ihm, die Walkyre mit dem schönen, bleichen, über ihn hinabgebeugten Gesichte; sie stand wirklich da. Aber war sie wohl die Todesjungfrau, die fürchterliche, die kalte? Nein, es war ein Kind des Lebens, warm und hold, er sah ihre Augen in Liebe strahlen, er fühlte ihre Thränen auf seine Stirne fallen. Dieser Thau war belebend, seine Augen öffneten sich. Er erkannte sie wieder, er nannte ihren Namen.

„Gerda! . . . bist Du's?"

„Ja, Sigurd;" und sie blickte ihn mit tiefer Trauer an und sagte:

„Sigurd, Du hast viel gelitten."

Er antwortete nicht. Er wandte sich von ihr ab und verschloß seine Seele.

Sie fuhr lebhaft fort:

„Ich kam gestern nach Schweden, da erfuhr ich, daß Du einen großen Verlust erlitten... daß Deine Mutter... ich kam zu Dir, um... Wie steht es mit Deinem Arm, Sigurd? Er ist lahm, wie man mir gesagt hat. Laß mich ihn sehen. Nein, Du darfst mir das nicht verweigern. Im Namen Deiner Mutter, an ihrer Statt stehe ich jetzt hier."

Deiner Mutter! Bei diesem heiligen Namen fühlte sich der Sohn übermannt, er wurde weich wie ein Kind. Er ließ Gerda machen, was sie wollte, und mit der klaren, liebreichen Bestimmtheit, die jetzt ihr ganzes Wesen erfüllte, war sie in der That unwiderstehlich.

Sie löste die schwarze Binde, sie zog ihm den Morgenrock ab.

Der lahme Arm fiel wie todt in ihren Schooß.

Aber sie nahm ihn in ihre Hände, drückte ihn an ihre glühende Wange, benetzte ihn mit Thränen, streichelte ihn mit ihren schönen, lebenswarmen Händen, so daß der Wille, das Gefühl, das in ihrem Herzen flammte, bis in die äußersten Spitzen ihrer Finger und durch dieselben bis in das todte Glied strömte. Sie athmete darüber hin und — sie küßte es.

Und diesen Kuß fühlte er, seine Pulse regten sich, ein Gefühl von Leben strömte durch die Adern.

Alter Ling, wenn du gesehen hättest, wie hier der starke Wille der Liebe in fünf Minuten zu Stande brachte, was deine Gymnastik in fünf Monaten nicht zu bewirken vermochte, dann würdest du gesagt haben:

„Die Gymnastik der Liebe ist die höchste auf Erden, aber gleich darauf kommt die meinige."

Sigurd hatte sich vorgenommen, stolz und zurückhaltend gegen Gerda zu sein. Aber bei diesem Anblick, beim Gefühle dieser Zärtlichkeit, dieser lebendigen Liebe, sprangen alle Fesseln seiner Seele, und seine eisige Bitterkeit löste sich in wehmüthige Freude. Und als das neue Gefühl,

das sein Herz durchbebte, sich auch seinem Körper mittheilte, als er seinen Arm unter Gerda's Händen prickeln, als er das Blut durch die erstarrten Adern strömen fühlte, und als er das so demüthige und doch zugleich so mächtige Wesen vor sich knien sah, da rief er:

„Wunderbares Mädchen! Du gibst mir neues Leben!"

Und so war es auch, ja, es geschah wirklich so. Und was die Gymnastik der Liebe begonnen hatte, das vollbrachte die Lingsche, bis das Werk vollendet, der lahme Arm wieder frei und gesund war. Noch größer aber war das Wunder, das in seinem innern Leben vorging. Es begann gleichfalls mit dieser Stunde, aber es wurde vollbracht in den Tagen, Wochen und Monaten, da Sigurd noch leidend, Gerda aber seine tägliche Gesellschafterin, seine Vorleserin, sein Sekretär, vor Allem aber seine theilnehmende, herzliche Freundin war.

Und die Jungfrau, die früher so trotzig gegen Sigurds Befehle sich aufgelehnt, die sich niemals dazu hatte bestimmen lassen, seinen Forderungen zu gehorchen, sie war jetzt aufmerksam gegen seine leisesten Wünsche, sie suchte diejenigen, die sein Mund zu äußern verweigerte, in seinen Blicken zu lesen.

Aber wahr ist, daß Sigurd jetzt ein ganz anderer Mann war als früher.

Das Verhältniß zwischen beiden war ein wunderliches, mystisches. Die vergangenen Dinge wurden nie mit einem Wort berührt; als Verlobte hatten sie sich getrennt. Und doch standen sie sich jetzt näher als zu der Zeit, da sie durch dieses Band vereinigt gewesen. Ihre Geister vereinigten sich jetzt mit einander, sie fühlten, dachten und sprachen mit einander, wie sie es früher nie gethan hatten. Nicht als ob sie immer und in allen Dingen übereingestimmt hätten. Das ist unmöglich und auch nichts weniger als angenehm. Auch jetzt noch waren sie oft verschiedener Ansicht; aber jetzt klangen die Stimmen und Sätze ganz anders und wirkten ganz anders, als zu der Zeit, da sie

von den Geistern der Ueberhebung und des Trotzes vorgetragen wurden.

Was mochte mit der Zeit aus all' dem entstehen? Wir werden es schon einmal sehen.

Jetzt kehren wir zurück nach dem

Haus der Geschwister.

Hier herrschte ein rühriges, angenehmes, unruhiges, wunderliches Leben. Da befanden sich jetzt junge, kräftige Leute beisammen, die auf ungleichen Wegen ihre ungleichen Anlagen ausgebildet hatten und durch dieselben zur Klarheit und Selbstständigkeit auch im äußern Leben gelangt waren. Sie hatten ein gewisses Stadium in ihren Lebensbahnen erreicht, aber jetzt war eine Pause oder vielmehr ein Ruhepunkt eingetreten.

Die meisten fühlten, daß etwas Neues jetzt kommen müsse, eine höhere, vollkommnere Entwicklung des Lebens. Dies galt besonders für Isvar und Gerda. Das Künstlerleben, das sie bisher geführt hatten, war ihnen nicht genug, sei es nun, weil ihre Talente nicht groß genug waren, um dasselbe auszufüllen, oder weil dieses nicht groß genug war, um für sich allein ihre Seelen auszufüllen. Sie verlangten nach etwas Anderem, nach etwas mehr.

Und alle Geschwister und Freunde wurden gleichsam angesteckt von dieser Sehnsucht. Aber das Wort, der Grundgedanke fehlte ihnen noch.

Diese warmen strebsamen Seelen waren täglich, besonders jeden Abend beisammen. Da rauschten Erzählungen von fremden Ländern. Gedanken über den Menschen, die Zeit, das Leben, das innere wie das äußere; da öffneten Herz und Gehirn ihre Kammern, gaben und em-

pfingen neues Licht. Tropfen fiel auf Tropfen, Feuer zündete Feuer.

Und die Götter des heimischen Herdes pflegten und bewachten dasselbe, während alle Winde der Welt die Flamme anbliesen.

Geliebter Leser! Der Wind, welcher deine Stirne umkost oder an dein Fenster rauscht, er ist ja ein Kind desselben großen Windes, welcher den Erdball umbraust und über alle Länder der Erde hinfährt. Du hörst in seiner Stimme eine Stimme aus dem Universum.

So verhält es sich auch mit dem Winde des Geistes, und mehr als je in unsern Tagen, wo der Dampf einen Bund mit dem Geiste geschlossen und dessen gefesselte Flügel gelöst hat, damit er immer freier fliege durch die Welt. Und hörst du es nicht, wie er von Küste zu Küste, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt spricht, hörst du nicht, wie Gefühl von Gefühl geweckt wird, Gedanke dem Gedanken antwortet, Ton auf Ton zittert, und wie die kleinen Inseln das Echo für die Accorde der großen Welttheile abgeben? Hörst du nicht die Sphären in immer reineren Harmonien, in immer stärkeren und innigern Melodien brausen? Hörst du das nicht, so beklage ich dich. Denn dein Ohr ist nicht rein, und du entbehrst einen großen Genuß.

Aber thust du es, und ganz gewiß du thust es — dann mußt du in dieser Zeit auch eine große Melodie, ein gewisses Lied hören, das alle Andern durchdringt, und welches die ferne von einander geschiedenen Völker harmonisch mit einander singen.

Es ist das Lied von der Vereinigung, von der Verbrüderung auf Erden, von einem großen Geschwisterleben, in welchem alle Menschen einander als Kinder desselben Vaters erkennen; geboren mit einander, um dasselbe Erbe von Gütern und Freuden zu theilen.

Ja in dieser großen Erkenntniß kommt man überein, das macht der Geist des Christenthums.

Und Vereine bilden sich, kleine und große, um im Leben auszuführen, was der Geist will. Schwache Menschen reichen einander die Hand. Sie werden dadurch stärker. Und der elektrische Strom der Kraft von Gottesliebe durchdringt alle um so schneller.

Ein Funke dieses Feuers, ein Wind dieses Windes, von dem wir so eben gesprochen, waltete eines Tages unter den Mitgliedern unseres geschwisterlichen Kreises vor und vereinigte sie zu einem einzigen Willen und Streben.

Es war Abend. Ifvar und Gerda hatten so eben von ihrem Besuch in der berühmten amerikanischen Fabrik Lovell erzählt, und alle hatten mit dem wärmsten und freudigsten Interesse zugehört, als Augustin auf einmal aufsprang und rief:

„Höret, liebe Freunde! Wir sind unser so viele und fragen: was sollen wir thun? was sollen wir unternehmen? Warum vereinigen wir uns nicht, um einen schwedischen Lovell zu stiften, einen Verein, auf schwedischer Grundlage und mit Berücksichtigung der schwedischen Sitten errichtet, worin wir die Arbeiter auf die höchst mögliche Stufe ihrer Veredlung, zur Freiheit und zum Glücke zu führen bestrebt sein wollen und wo jedes von uns sein Pfund für das allgemeine Wohl beizusteuern hat?"

Das war das Wort, das war der Gedanke, das war der dunkel geahnte Vereinigungspunkt, welchen man gesucht hatte. Alle Geschwister im Kreise fühlten es auf einmal, und wie im Beginn des Frühlings die Bäche frei dahinrauschen und sich beeilen, ihre Wellen zum Flusse zu wälzen, so eilten die Geschwister und Freunde fröhlich mit ihrer Zustimmung, ihren Gaben und Kräften zu dem neuen Werke.

Neu war diese Richtung für die meisten von ihnen nicht, wir haben schon längst bei Hedwig, bei Augustin, bei Ifvar und Gerda, bei Uno, sowie bei jedem einzelnen Mitgliede des Kreises, die liebevolle Richtung bemerkt,

welche den Menschen aus seinem eigenen Ich und seinem besonderen Kreise hinausführt, um den Nutzen und die Freude, die der Einzelne gewonnen, der Allgemeinheit zu gut kommen zu lassen.

Sie waren auf diese Weise Kinder der besten Richtung ihrer Zeit. Augustins Vorschlag hatte dem guten Willen nur einen Weg eröffnet, um sich geltend zu machen; er hatte einen Centralpunkt, einen bestimmten Gegenstand bezeichnet, um welchen sie sich vereinigen konnten.

Im Lichte der Begeisterung wuchs jetzt diese Idee immer schöner und bedeutsamer heran, vaterländische und christliche Gefühle erzeugten große Gedanken, schöne Anordnungen.

Ifvar schwärmte von Neuem, jetzt aber im Lichte eines klaren Gedankens für das Utopien, das sein schönster Jugendtraum gewesen. Gerda jubelte vor Freude, daß sie den Gesang in das Volksleben einführen sollte. Sie theilte die Arbeiter bereits in Chöre von Jünglingen und Mädchen und lehrte sie schöne, großartige Gesänge.

Hedwig saß tief bewegt da, die tiefen innigen Augen voll von Thränen und das Herz voll von mütterlichen Gedanken. Sie schloß bereits alle Kinder der jungen Gesellschaft an ihr Herz. Bruder übernahm die Verpflichtung, die künftige Bibliothek zu besorgen, und wollte schon am nächsten Tage drei Bücherauktionen besuchen, um die Sammlung zu beginnen.

Es ist eine eigenthümliche Freude, welche der Mensch bei großen Unternehmungen empfindet, die er im Schilde führt; wir glauben nicht, daß es einen höhern und edlern Genuß auf der Erde gibt. Es ist eine Freude, die sein Bewußtsein erhöht, und alle seine Kräfte stärkt. Der Geist des bürgerlichen Lebens, der sein Privatleben durchströmt, das Gefühl, sich in Gedanken und Handlung mit den edelsten Interessen der Zeit vereinigt zu haben, verleiht seinem Wesen ein größeres Gewicht, einen größeren Inhalt; er fühlt sich jetzt recht eigentlich als ein Werk-

zeug Gottes, und freudiger und freier steigt sein Blick zu Gott empor.

Schweden hat mehr als einmal Vereine, die von einem edeln Gedanken erzeugt waren, in seinem Schooße aufblühen sehen. Der sogenannte gothische Bund war ein solcher, und wir alle wissen, welche schöne Früchte er getragen hat.

Er wollte die vaterländische Kunst neu beleben und entwickeln. Und das that er auch. Der Geschwisterbund, der hier geschlossen wurde, wollte eine vollkommene Gesellschaft schaffen, und in und mit derselben den vollkommenen Menschen zur Entwicklung bringen.

Wird es wohl gelingen? das steht noch in weitem Felde. Aber es ist schön das Große zu versuchen. Und wir sind nicht ohne gute Hoffnung, denn wir erblicken im Bund guten Willen, gute Köpfe — große Capitalien, welche letzteren zum Behuf der Ausführung großer Ideen eine Capitalsache sind.

Wir sehen Bruder — denkt Euch den lieben Bruder — nebst seiner Braut bereit, all' ihr Hab und Gut bei dem gemeinsamen Unternehmen anzulegen. Wir sehen Mina, die zweite Tochter des Millionärs, vom gleichen Geiste beseelt und mit ihrem Theile ebenfalls bereit. Den Nutzen des Reichthums hat das junge Mädchen klar eingesehen.

Wir sehen endlich eine Menge anderer Personen außerhalb des Geschwisterkreises geneigt, sich mit Herz, Kopf oder Capital an dem Unternehmen zu betheiligen.

Denn alle Unternehmungen, die auf edlen und wahren Gedanken beruhen, haben etwas Anziehendes für die Menschen. Die Edelgesinnten hören in ihnen eine himmlische Stimme, der sie folgen. Andere folgen dem Strome der Menge. Und dieser wächst fortwährend.

Es bildete sich eine kleine berathende Versammlung, um den Plan zur Gründung einer neuen Gesellschaft auszuarbeiten. Augustin wurde einstimmig mit der An-

ordnung und Leitung des Ganzen betraut. Auch Onkel Herkules nahm an dem ganzen Theil, denn auch er war dem Plane hold, obschon mehrere Mitglieder über die Harmonie zwischen dem General und diesem Plan Bedenklichkeiten äußerten. Aber für den Anfang ging Alles gut. Alles war Leben, freudige, frische Bewegung im Kreise der Geschwister und Freunde. Und lebhaft und frisch versprach der bevorstehende Winter zu werden, in dessen Verlauf der große Plan ausgearbeitet werden sollte, damit er schon im nächsten Frühjahr beim Gesang der ersten Lerchen ins Leben treten könnte.

Göthilda sagte, sie seie begierig, ob nicht bis dahin der Baumeister zurückkommen werde, um bei dem Baue mitzuhelfen. Im Uebrigen beschränkte sie ihr Theilnahme an der gemeinschaftlichen Bewegung darauf, daß sie begierig war, wie das Ding gehen werde. Ihr Gemeinsinn war schwach, das erkannte sie mit emporgestreckter Nase und lächelndem, scherzendem Munde an.

Um so lebendiger war der Gemeingeist bei den übrigen Geschwistern. Aber während er da regiert, während er mitten in den Wintermonaten eine ganz neue Flora von Gefühlen, Gedanken, Aussichten und Anordnungen aufblühen und das Leben rasch dahin gehen macht, sehen wir einige andere minder bedeutende Dinge rückwärts oder auf und niederwärts gehen, und müssen sie jetzt beobachten.

Erstens sehen wir die junge Mina, nunmehr Eigenthümerin eines bedeutenden Vermögens, von einer großen Zahl Freiern umgeben, welche den Freiern der seligen Frau Penelope auf Ithaka wie ein Ei dem andern gleichen. Und die ganze Welt spricht davon und die ganze Welt erwartet, daß sie den Schritt thun, daß sie den Entschluß fassen werde, welchen man schon seit der Zeit des Judenthums als den allein seligmachenden für den Menschen und besonders für das Weib anzusehen gewohnt ist; mit einem Wort, daß das junge Mädchen heirathen werde. Aber das mit einem festen Charakter und gutem Herzen

ausgestattete junge Mädchen hat schon früh das Leben aus einem nicht fröhlichen Gesichtspunkte angesehen, und seine ernste Betrachtungen über die Zustände der Welt, über das Leben und Glück angestellt. Und da jetzt auf einmal die große Freierschaar gegen die Erbin heranrückt, so geht diese rückwärts, verneigt sich, dankt und erklärt auf weiteres Dringen, daß sie unvermählt zu bleiben wünsche.

Dies ist auch ihr ernster Vorsatz. Sie will eine Schwester in der Gesellschaft werden, ungefähr wie die Schwester Hedwig; sie will ihr Glück einzig und allein darin suchen, daß sie nach Maßgabe ihrer Kräfte Andere glücklich macht. Das freundschaftliche und innige Verhältniß, in welches sie jetzt zu vielen liebenswürdigen Menschen getreten ist, und die Aussichten, die sich ihr für die Zukunft eröffnen, machen sie inzwischen vollkommen glücklich. Die Welt spricht viel von ihrem unerwarteten Entschlusse, aber ob derselbe ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist, darüber sind die Ansichten getheilt. Und — was denkt der Leser und die Leserin?

Nr. 2. ist ohne alle Frage ein Rückschritt zu nennen. Es ist nämlich ein ganz entschiedener Rückschritt, wenn Ifvar zum Schüler seiner früheren Schülerin herabsinkt. Ja, aber es verhält sich dennoch so.

Alles, was er über und für die neue Gesellschaft denkt und schreibt, das muß er unwillkürlich der kleinen Karin sagen und vorlesen, und es ist merkwürdig, mit welcher Aufmerksamkeit er jedem Gedanken lauscht, den sie darüber ausspricht. Und doch ist es nicht so sehr zu verwundern. Die kleine Karin stammt selbst aus der armen Arbeiterklasse, sie kennt deren Lage, ihre Leiden, ihre Versuchungen und ihre Bedürfnisse. Sie hat die innigsten Sympathien für dieselben, und dies, sowie ihr von Natur richtiger und feiner Takt setzt sie in den Stand, ein Licht darüber aufzustecken, welches auch den Gelehrten bei ihren Forschungen leuchten kann.

Und Augustin lauscht zugleich mit Ifvar den Ge-

danken des jungen Mädchens, besonders über den Zustand unbemittelter, junger Mädchen in Schweden und namentlich in Stockholm, wie derselbe ist und wie er sein sollte.

Gerade dieser Klasse, welche bei der schwedischen Lovellanstalt einen großen Theil der Arbeiter bilden soll, wandten die Geschwister eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu, und sie gedachten ihr eine hauptsächliche Pflege zu widmen. Augustin sagte eines Tages:

„Ja, wenn wir es auch nicht so weit bringen, daß man in unserer Fabrik wie der Präsident Jackson in der Lovell'schen vierthalb englische Meilen weit zwischen Spalieren von jungen Mädchen mit seidnen Strümpfen und Sonnenschirmen spazieren gehen kann, so wollen wir doch darauf sehen, daß der Mensch nicht im Sclaven der Scholle untergeht, daß die junge Schwedin, die künftige Mutter, Erzieherin und Bürgerin, sich niemals als ein geringes, verachtetes und verächtliches Geschöpf ansehen soll."

Und viele von den Lovell'schen Einrichtungen, soweit sie die innere Entwicklung und Bildung der jungen Fabrikmädchen betrafen, wurden in den schwedischen Staat mit aufgenommen.

Wie glücklich war nicht die kleine Karin bei dieser Aussicht für ihre armen Schwestern. Wir wollen nicht verhehlen, daß wir bei dem verkehrten Verhältniß, das zwischen dem früheren Lehrer und seiner Schülerin eingetreten ist, einen kleinen, schadenfrohen Gott lachend seine Flügel über denselben schütteln sehen, denn er bemerkt, daß sich unter diesen allgemeinen Interessen der neuen Gesellschaft und besonders der Fabrikmädchen auch noch ein anderes Interesse geltend macht, welches nur die zwei jungen Leutchen betrifft und mit der Zeit dahinführen könnte, daß —

Und er, der boshafte Kleine, hat seit unvordenklichen Zeiten seine Freude daran gefunden, die Leute zusammenzuhetzen.

Aber Schwester Hedwig hatte ihre innige Freude an der immer zunehmenden schönen Liebe der beiden jungen Leute. Waren sie doch ihre Kinder!

Mitten in diesen lebhaften und fröhlichen Bewegung, mitten unter dieser keimenden Hoffnungen erhob sich an dem frühlingsklaren Himmel auf einmal eine dunkle

Wolke.

Hedwig war mehrere Nächte hinter einander an einem dumpfen Geräusche erwacht, das sie im Hause zu hören glaubte. Mit einer ihr selbst unerklärlichen Unruhe lag sie im Bett, lauschte und meinte, Tritte zu vernehmen, die bald näher kamen, bald sich mehr entfernten, aber immer leise und dabei so gleichmäßig waren, daß sie oft meinte, es seien keine menschlichen Tritte, sondern die Schläge eines Hammers, der in der Nacht arbeite; aber ihr Herz wurde unwillkürlich gezwungen, lauter bei diesen Tönen zu klopfen, und sie vermochte sich unruhiger Gedanken schlechterdings nicht zu erwehren.

Hedwig dachte jetzt an Augustin und daß er sich seit einiger Zeit nicht mehr gleich sei. Er war nicht weniger gut, nicht weniger herzlich und freundlich, aber er war weniger vergnügt und zerstreuter. Oft versank er in Gedanken, welche nicht gerade lieblich schienen, und wenn er dann merkte, daß Hedwigs Blicke fragend auf ihm ruhten, so nahm er schnell eine Lebendigkeit an, die ihm nicht ganz natürlich war. Auch hatte er seit einigen Tagen die einsamen Abendbesprechungen mit Hedwig, die ihm sonst so theuer gewesen waren, vermieden. Er schützte jetzt Geschäfte vor, sagte, er habe so viel zu schreiben, und zog sich schnell auf sein Zimmer zurück.

Hedwig hatte zwar dem Neubau und all' den neuen Gesellschaftsplänen die Schuld an dieser Veränderung beizumessen gesucht, und Göthilda stimmte darin mit ihr überein, aber sie fühlte es in ihrem Innern, daß die oben erwähnten Dinge an der schwermüthigen Schweigsamkeit des Bruders vollkommen unschuldig sein mußten, denn diese Gedanken hatten ihn immer neu belebt und fröhlich gemacht; es mußte also irgend ein anderer Grund vorhanden sein.

Eines Nachts hörte Hedwig die Tritte deutlicher, bestimmter als gewöhnlich, und es war ihr, als gingen dieselben nach dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer, das unter ihrer Kammer lag und neben welchem Augustin sein Zimmer hatte.

Von einer unwiderstehlichen Angst getrieben, stand Hedwig auf, machte Licht, kleidete sich an und ging die kleine Treppe hinab, die von ihrem Zimmer nach der untern Wohnung führte. Vor der Thüre des Zimmers lauschte sie, hörte aber keine Tritte mehr darin. Alles war still; leise öffnete sie die Thüre und ging hinein.

Drinnen war es finster und still; nur eine Uhr pickte und zeigte auf die Mitternachtsstunde.

Hedwig sah sich aufmerksam und mit einem eigenthümlichen Gefühle, daß doch soeben Jemand dagewesen sein müsse, im Zimmer um. Auf dem Tisch neben dem Sopha glaubte sie zu bemerken, daß die Bücher anders lagen als am Abend. Eines davon war aufgeschlagen. Hedwig sah hinein. Es war ein Band von Otterboms „schwedische Seher und Dichter," und die schöne Biographie Freses lag aufgeschlagen da. Einige Stellen darin waren unterstrichen und Hedwig las:

„Meine Gedanken stehen an dem Ziele, über welches Niemand hinauskommen kann. Da dachte ich daran, ob ich nicht in der Betrachtung des Todes selbst ein Vergnügen finden könnte. Und siehe, mir schien Speise von dem Fresser

und Süßigkeit von dem Starken auszugehen. Ich nahm wahr, daß die Bitterkeit des Todes all' meinen Kummer in Freude verwandeln würde. Dies verwahrte ich in meinem Herzen als einen Schatz, größer denn alle Reichthümer der Erde."

An einer andern Stelle waren folgende Stellen unterstrichen:

„Ich will dich preisen, Gott, mein Trost,
Im Lichten wie im Dunkeln."

Und wieder an einer andern Stelle:

„O, mein Gott, was bedeutet das?" sagte Hedwig, indem eine ängstliche Ahnung irgend eines bevorstehenden Unglücks ihre Brust zusammenschnürte. „Und wer hat hier in der Tiefe der Nacht Trost gesucht?" In diesem Augenblick fielen ihre Blicke auf ein in blaues Papier gebundenes Buch. Sie kannte es wohl; es war Augustins Tagebuch, in welches er jeden Abend einige Worte zu schreiben pflegte. Es lag jetzt offen auf dem Tisch und das daneben stehende Dintenfaß mit der Feder schien anzudeuten, daß er erst vor kurzem Etwas hineingeschrieben. Unwillkürlich hefteten sich Hedwigs Augen auf einige noch ganz nasse Zeilen, und sie las wie folgt:

„Ich habe mit M... gesprochen; er läßt mir keinen Zweifel über meinen Zustand — über das, was ich zu erwarten und zu fürchten habe. Bis hieher, also nicht weiter!

„Es ist wunderlich gekommen, leise wie ein Dieb in der Nacht. Und jetzt ist es da und muß überstanden werden, es m u ß!

„Ich habe es kaum glauben wollen. Ich habe gedacht, es müsse anders werden, es müsse vorüber gehen. Aber lange Leidensstunden und M...'s Worte haben mich überzeugt.

„Es kommt mich hart an, es fällt mir schwer, ich will es bekennen, denn es ist wirklich so. Ich war zu

glücklich, zu sehr an das Erdenleben, an meine Geliebten, an meine Freunde und an ihre Zukunftsplane gefesselt, welche das Glück so mancher Menschen begründen sollten!!! Und jetzt soll es auf einmal zu Ende gehen! . . . Zu Ende? Nein, gütiger Gott, nicht zu Ende, das glaube ich nicht, aber dennoch muß ich so vielen Dingen, so vielen Theuren Lebewohl sagen und — meine Hedwig . . . meine geliebte Hedwig!"

Hedwig konnte nicht weiter lesen; ein Nebel umschleierte ihre Augen, ein kalter Schweiß badete ihre Stirne, ihre Kniee zitterten.

„Wo ist er?" fragte sie sich halblaut — „ich muß ihn sehen, muß wissen . . ."

Und als sie ihre Augen aufschlug und aufstehen wollte, siehe, da stand Augustin vor ihr und streckte ihr seine Arme entgegen.

Wie ein Engel des Trostes und der Liebe stand er da, bereit die Bitterkeit von dem Kelche zu nehmen, welchen er reichen mußte.

Und wie liebevoll, wie warmherzig unterrichtete er jetzt die zitternde Hedwig von seinem Zustande, von der Gefahr, aber auch von der Möglichkeit der Rettung, einer Möglichkeit, an die er jedoch selbst nicht glaubte.

Augustins Krankheit gehörte zu jenen grausamen, lange im Verborgenen schleichenden Uebeln, die sich in dem Menschen einnisten, ohne daß er es ahnt, aber wenn sie einmal hervorbrechen, sich als tödtlich herausstellen, wofern nicht eine schmerzliche Operation das Leben rettet.

Solcher Art war Augustins Zustand; aber als er den schrecklichen Eindruck wahrnahm, welchen die Nachricht bei Hedwig hervorbrachte, da suchte er nur die Gefahr zu mildern und Hoffnung zu erwecken.

„Ich habe," sagte er, „mich selbst dadurch gequält, daß ich Dir nichts von der Sache mittheilte, sondern ihre ganze Last auf mich allein nahm. Du hast mich dadurch verzärtelt, Hedwig, daß Du mir die Hälfte von Allem

abnahmst, was mich drückte. Und jetzt fühle ich, daß die Sache weit weniger gefährlich ist, seitdem ich mit Dir darüber gesprochen habe. Es wird wohl nicht gar so schlimm ausfallen. Aber sollte es anders werden, sollte es Gottes Wollen sein, daß wir uns auf kurze Zeit trennen, so versprich mir's, meine Hedwig, daß Du mir zur Seite stehen, daß Du mich mit Deinem himmlischen Gemüthe unterstützen und Deinen allzu irdisch denkenden Bruder erheben willst. Wir wissen ja doch, Hedwig, daß wir einander immer haben, daß wir immer vereinigt bleiben werden, es ist dies eine göttliche Freude und Gewißheit, die uns Niemand rauben kann. Und ich weiß auch, Hedwig, daß ich, sobald ich Dich nur muthig und heiter dem bevorstehenden Kampfe entgegentreten sehe, selbst auch mich mannhaft zeigen werde."

So sprach der edle gute Bruder, und Hedwig vergoß zwar schmerzliche Thränen, aber die Bewunderung und Liebe, welche Augustin ihr in dieser Stunde einflößte, wirkte so wohlthuend und stärkend auf sie ein, daß ihr Herz Kraft gewann, sich über das Unglück zu erheben. Sie wollte sein Vertrauen verdienen, wollte für ihn werden, was er wünschte. Sie trocknete ihre Thränen, küßte ihn und sagte:

„Ich will's versuchen!"

„Habe Dank," sprach er mit freudigem Blicke und küßte ihre Hand. „Wenn Du wüßtest, wie wohl mir das thut und wie es mich stärkt; ach! ich fühle mich jetzt wieder ganz leicht und heiter. Ich sehe es wohl, Du bist mir zur Hülfe im Leben gegeben. Gott segne Dich!... und nun hinweg mit der Niedergeschlagenheit und düstern Gedanken; frisch wieder in's Leben und zu unsern Zukunftsplanen! Ich will jetzt recht eifrig dafür arbeiten und wir wollen nach wie vor Freud und Leid mit einander theilen. Wir haben noch 2—3 Monate, Hedwig, bevor die Frage über mein Leben entschieden wird oder

man mir helfen kann, und bis dahin wollen wir mit einem tüchtigen Stück Arbeit aufräumen."

Und von dieser Stunde an widmete sich Augustin mit noch größerer Thätigkeit als zuvor der Ausarbeitung des Werkes, das er sich vorgesetzt hatte. Und Hedwig saß jetzt in den Stunden der Nacht, wo er nicht schlafen konnte, an seiner Seite und machte ihm die Arbeit leichter und angenehmer. Während nun Augustin den Fortschritt des Uebels empfand, das seinen irdischen Leib zerstörte, fühlte er zugleich mit einer gewissen großartigen Freude, wie sein Geist sich befreite und inmitten des Unterganges seines irdischen Wesens für ewige Zwecke wirkte. Während sein Körper schwächer wurde, schien seine Seele größer und stärker zu werden.

Da Augustins Krankheit ihm bald das Ausgehen erschwerte, so versammelten sich die Freunde der neuen Gesellschaft in seinem Zimmer und hielten da ihre Sitzungen. Und welche Lebendigkeit und Rührigkeit waltete hier vor! Oft war Niemand unter der Versammlung, dem es beigefallen wäre, daß der Vorsitzende, derjenige, dessen anregende Gedanken und Worte sie Alle belebten und zusammenhielten, den Keim zu einem baldigen Tode in sich trug. Eine jedoch vergaß es nie oder beinahe nie, wenn sie mit ihrem Stickrahmen oder einer Nähterei drinnen bei dem Bruder saß und den Andern zuhörte, manchmal aber auch sich bei der Unterhaltung betheiligte; — eine war es, durch deren wärmste Gefühle dieser Gedanke wie ein eisiger Wind rieselte; es war eine liebende Seele, und Ihr wißt wohl, wen ich meine.

In diesen Unterhaltungen kamen viele Gedanken und Vorschläge aufs Tapet, zahlreich genug, um große Magazine damit zu füllen. Gott bewahre mich, daß ich sie alle besprechen wollte! Aber einige aus den Gedankengarben entfallene Körnlein habe ich aufgelesen und — der Leser mag nach Belieben sie übergehen oder einheimsen — ich lege sie vor als

Zerstreutes.

Es wurde Augustin mitunter schwer, zwischen zwei Freunden das Rechte zu halten. Der Eine wollte zu viel, der Andere wollte zu wenig. Zu dem Ersteren sagte Augustin:

„Sachte! Nichts für Nichts! Wir gönnen unsern Arbeitern gern das Gute, aber sie müssen es selbst erwerben; und darum müssen sie in den Stand gesetzt werden, durch Fleiß und Wohlverhalten sich gut fortzubringen. Es schadet Nichts, wenn man im Anfang auch entbehren und entsagen muß, ja, es ist sogar nützlich. Haben nicht die Meisten unter uns damit angefangen? Ich erinnere mich noch gut, wie oft ich auf der Universität zur Mittagszeit auf den Straßen umherschweifte, um meinen Hunger zu verscheuchen, den ich nicht immer zu befriedigen vermochte, und wie mancher Entsagung meine Kameraden und ich uns unterwerfen mußten. Aber wir wußten auch, daß wir für unser Fortkommen und für eine sichere Zukunft arbeiteten. Das erhielt unsere gute Laune und unsern Muth aufrecht und ließ uns scherzend die Entbehrungen ertragen, die noch überdies gute Lehrmeister für uns waren. Nein, wir wollen unsere Arbeiter nicht verwöhnen, aber wir wollen ihnen das Beste geben, was wir selbst haben, eine Lebensstellung, in welcher sie jährlich, ja monatlich vorwärts kommen, sich verbessern, ihren Kindern eine sichere Zukunft und sich selbst ein ruhiges Alter bereiten können. Fest aber müssen wir den Grundsatz stellen, jeder nach seinem Verdienst!

„Ja, dies muß Gesetz bleiben."

„Damit jedoch vollkommene Gerechtigkeit geschehe, müssen wir bei der Belohnung und Beurtheilung des Ver-

dienstes dem Evangelium folgen. Erlaubet mir, Freunde, daß ich Euch bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Evangelium vorlese, welche mir, ich bekenne es, früher ein Stein des Anstoßes war. Jetzt macht sie mir Freude, denn ich glaube ihren tiefen Sinn verstanden zu haben. Die Stelle findet ihre Anwendung auch auf unsern Plan.

Und Augustin verlas folgende Verse aus dem zwanzigsten Kapitel des Evangeliums Matthäi:

Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg.

Und da er mit den Arbeitern eins war um einen Groschen zum Taglohn, sandte er sie in seinen Weinberg.

Und ging aus um die dritte Stunde und sahe andere an dem Markt müßig stehen und sprach zu ihnen: gehet Ihr auch hin in meinen Weinberg, ich will Euch geben, was recht ist.

Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste und neunte Stunde und that gleich also.

Um die eilfte Stunde aber ging er aus und fand andere müßig stehen und sprach zu ihnen: was stehet Ihr hier den ganzen Tag müßig?

Sie sprachen zu ihm: es hat uns Niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: gehet Ihr auch hin in den Weinberg, und was recht sein wird, soll Euch werden.

Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, und hebe an an den Letzten bis zu den Ersten.

Da kamen, die um die eilfte Stunde gedinget waren und empfing ein jeglicher seinen Groschen.

Da aber die Ersten kamen, meineten sie, sie würden mehr empfangen, und sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen.

Und da sie den empfingen, murreten sie wider den Hausvater.

Und sprachen: diese Letzten haben nur eine Stunde

gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben.

Er antwortete aber und sagte zu einem unter ihnen: mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen?

Nimm, was dein ist und gehe hin. Ich will aber diesem Letzten geben gleich wie dir.

Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will mit dem Meinen? Siehst du darum scheel, daß ich so gütig bin?

„Und nun," fuhr Augustin fort, „möchte ich dies auf unsern Plan folgendermaßen anwenden:

„Das Verdienst soll nicht blos vom Gesichtspunkt des Nutzens aus beurtheilt werden. Das redliche Bemühen, der gute Willen muß gleichfalls seinen Werth haben und als Verdienst geschätzt werden.

„Und hiemit treten wir in den Kreis der himmlischen Gerechtigkeit.

„Seht, meine Freunde, ich bin so hochmüthig, daß ich für uns in der letzten Instanz in unserem Bunde die Stelle des großen Hausvaters vorbehalten möchte, daß also wir Gott den Vater vorzustellen hätten. Dies wäre ein unverzeihlich keckes Wort, wenn es nicht mit einem tief in den Staub gebeugten Herzen ausgesprochen würde. Kurz und gut, wir müssen außer der gewöhnlichen Kasse für den Arbeitslohn noch eine neue einrichten, aus welcher bloß der Fleiß und das Wohlverhalten bezahlt werden.

„Aus dieser soll dann am Ende jedes Monats oder Quartals eine Verdienstsumme ausgegeben werden, gleich groß für den unfähigeren wie für den tüchtigsten Arbeiter, sobald nur bewiesen ist, daß der Erstere wie der Letztere ehrlich Alles gethan hat, was in seinen Kräften stand.

„Ich weiß, daß mehrere Gutsbesitzer und auch andere Eigenthümer, die Leute im Dienste haben, in diesem Geiste sie behandeln. Und ich will bloß, daß wir das, was da und dort unvollständig geschieht, in unserer Gesellschaft

zum Grundsatze erheben, so daß wir eine moralische Verdienstmedaille für die Bürger derselben aussetzen. So müßte denn im Kleinen der Willen des großen Hausvaters geschehen, wie im Himmel so auch auf Erden.

Und daß diese himmlische Gerechtigkeit zugleich auch irdische Klugheit ist und mit der Zeit den größten, irdischen Nutzen für uns herbeiführt, ist nicht schwer einzusehen."

Zu dem Andern — dem Kargen — sagte Augustin: Wir sind doch sehr um unsere eigenen Genüsse besorgt. Wir betrachten es als höchst wichtig, an jedem Tage ein Stündchen der Erholung oder des Vergnügens zu haben. Und das muß so sein, denn es entspricht unserer Natur, unsern Bedürfnissen. Ich behaupte auch, daß der liebe Gott es so haben will, daß er uns Alle glücklich und fröhlich sehen will. Hat er nicht selbst ein Liebesmahl eingesetzt, als das Herz in unsern Versammlungen? Nichts scheint mir gewisser, als daß das Christenthum eine Glückseligkeitslehre ist, wie auch eine Weisheitslehre für dieses und das künftige Leben, daß es sowohl über unsere Arbeit als über unsere Ruhe den Segen spricht, und daß es das Wasser in Wein verwandelt zu sehen wünscht. Wenn wir nun ebenso gegen diejenigen handeln, die von uns abhängen, wenn wir ihnen Gelegenheit zu der Freude geben, die wir selbst wünschen, so erfüllen wir blos unsere Christenpflicht. Auch die Heiden erkannten diese Pflicht an, und sie hatten Tage, wie z. B. die römischen Saturnalien, wo alle Sclaven und sogar die Thiere freigegeben wurden, um das Mahl des Lebens zu genießen.

„Aber diese Freiheit währte blos ein paar Tage. Wir dagegen wollen in den Kelch jedes Tages einige Tro-

pfen von der Wonne des Daseins gießen, wir wollen die reine Freude in unserem Staate bürgerlich machen.

„Das Werk, das wir vorhaben, ist im Grunde kein anderes, als daß wir auf freundlichem Wege eine Veränderung in der Gesellschaft vermitteln, eine Veränderung, die früher oder später doch vor sich gehen muß. Und damit dienen wir uns selbst, wie denjenigen, denen wir zu dienen suchen. Wir dürfen es daher nicht das gute und das rechte Thun nennen; wir müssen es bloß die reine menschliche Freude nennen.

„Und als Unterstützungsmittel der Freude in unsrem Staate müssen wir auch fröhliche Unterhaltungen haben, Tanzmusik und Spiele. Und wir müssen selbst daran Theil nehmen."

Selbst Theil nehmen? das glaubte man, werde doch nicht angehen.

„Gerade das," sagte Augustin, „ist etwas Wichtiges und Vortreffliches. Das persönliche, herzliche Verhältniß der Gebildeten zu den Niederstehenden, ein Verhältniß, das sich auf alle Kreise des Lebens erstrecken soll, ist das eigentlich Wohlthätige und der beste Hebel der Gesellschaft. Und seit der höchste herniedergestiegen ist, um uns zu sich zu erheben, seitdem heißt die höchste bewegende Kraft der Gesellschaft: herabsteigen, um emporzuheben. Er hat uns den Weg dazu gezeigt. Im Uebrigen," fuhr Augustin mit seinem schönen Lächeln fort, „ist es beinahe lächerlich, von einer solchen Herablassung und dergleichen zu sprechen.

„Natürlicher Weise sollten auch Vorlesungen in der Gesellschaft gehalten werden. Vorlesungen gehören zur Ordnung des Tages. Ganz gewiß eine gute Ordnung, glaube ich. Und Ifvar, Uno, David sollten in dem großen Lehrsaal Vorlesungen halten."

Als der liebe Dr. Lund fragte, welche Gegenstände in den Vorlesungen behandelt werden sollten und man ihm die verschiedenen Stoffe nannte, da rief er lebhaft:

„Habe ich mirs nicht gedacht! — Ueber Alles wollt

Ihr Vorlesungen halten, nur nicht über das Wichtigste von Allem, nämlich über die Theologie. Und gleichwohl ist es heut zu Tage von der allerhöchsten Wichtigkeit, daß diese sich populär und auch für die Ungelehrten faßlich zu machen sucht. Es ist hohe Zeit, daß die Vernunft des Christenthums sich zu der Vernunft des Volkes Bahn bricht, um aller Unvernunft oder Halbvernunft, welche sie irre leiten möchten, entgegenzutreten und damit das Volk in den Stand gesetzt werde, über die vorkommenden Fragen Klarheit zu erhalten und seinen heiligen Glauben gegen die Anfälle des Unglaubens und Zweifels zu verwahren.

„Ich kann recht böse werden, ja böse und betrübt zugleich, wenn ich Leute, die es sonst mit ihren Mitmenschen und mit dem Christenthum wohl meinen, gegen die Vernunft als einen Feind des Glaubens und der Offenbarung predigen höre.

„Heißt das nicht die Vernunft als Unvernunft darstellen? Heißt das nicht Feindschaft stiften zwischen der Vernunft Gottes und der Vernunft des Menschen? Just als ob nicht die letztere ein Kind der ersteren wäre! Geschaffen, um zu fassen und zu begreifen und begreifend ihre höchste Offenbarung auf Erden anzubeten.

Nein, ich will sagen:

„Nehmet Vernunft, Verstand und Wissenschaft zu Hülfe, und wenn Ihr mit dieser Unterstützung die Höhe, die Breite und die Tiefe der wunderreichen Offenbarung Gottes zu fassen und zu begreifen versucht habt, so daß Ihr den Zusammenhang einsehet, dann werdet Ihr gewiß wie ein Kind vor dem großen und gütigen Vater dastehen, glaubend, anbetend; glaubend, eben weil man begreift, anbetend, auch wenn man nicht vollkommen begreift, weil man jetzt erst das göttliche Recht begriffen hat, weil man jetzt weiß, an wen und was man glaubt. Ja, dann kehrt der kindliche Sinn wieder und mit ihm kommen wir ins Himmelreich. Ist es nicht so, Schwester Hedwig? habe ich Recht?“

„Ganz Recht," antwortete Hedwig mit strahlenden Augen. „Aber sprechen Sie auf diese Art vor der Menge, halten Sie selbst die Vorlesungen, von denen Sie reden."

„Ach, wie gerne wollte ich das, wenn ich nur könnte!" antwortete der Greis mit Wärme. „Aber ich tauge nicht dazu, ich bin zu alt; meine Stimme ist schwach und gebrochen, und ein alter Schulfuchs wie ich kann sich nicht wohl populär genug ausdrücken. Die althergebrachten Schulredensarten liegen Einem immer im Mund und im Wege, und ich könnte die allerbesten Dinge sagen, so würde das Volk dennoch meinen, ich spreche arabisch und wolle ein neues Heidenthum einführen. Nein, nehmet lieber einen andern Lehrer. Die Schranken zwischen Gelehrten und Ungelehrten, zwischen Priestern und Laien bestehen nicht mehr wie sonst. Und ich weiß ein paar von meinen jungen Freunden hier, welche die wichtige Aufgabe, die Theologie oder die Philosophie des Christenthums populär zu machen, weit besser zu lösen vermöchten als ich. Uno! Du bist eines großen Segens theilhaftig geworden. Gehe und theile die Frucht desselben Deinen Brüdern mit."

Unter den administrativen Einrichtungen in der Gesellschaft legte Augustin das höchste Gewicht auf die Begründung einer Sparkasse, deren zweckmäßiger Einrichtung er eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er legte dabei die neuesten als gut anerkannten ökonomischen Berechnungen zu Grunde, welche eine kluge und wohlwollende Vormundschaft der Bemittelten über die Unbemittelten in der Gesellschaft als erlaubt festsetzten.

Im Uebrigen wollte Augustin das Wohlergehen der

Arbeiter mit der Wohlfahrt der Anstalt, für welche sie arbeiteten, in den genauesten Zusammenhang bringen. Beide dürften schlechterdings nicht getrennt werden.

Man sprach von der Wohnung. Augustin wollte keine große, den Phalansterien ähnliche Anstalten. „Ueberall, wo sie eingeführt worden sind,“ sagte er, „haben sie sich als untauglich erwiesen, und für uns in Schweden taugen sie noch weit weniger, als in irgend einem Lande, denn es liegt in der Gemüthsart des Schweden, daß er das Seinige für sich haben will. Er findet kein Behagen außer in seiner eigenen Stube und auf dem Stück Erde, das er sein Eigenthum nennt. Ich möchte deßhalb für unsre Arbeiter kleine Wohnhäuser je für zwei, allerhöchstens vier Haushaltungen errichtet wissen. Jede Haushaltung muß zwei Zimmer und eine Küche haben. Ich weiß wohl, daß dieses höher kommen wird, als eine gemeinsame Küche und ein großes gemeinschaftliches Wohnhaus. Aber wir werden in dem Behagen und der Anhänglichkeit unsrer Arbeiter reichen Ersatz für den Mehraufwand finden. Und der Gewinn, den wir erzielen, ist ja auch nicht bloß der materielle. Diese Wohnungen wünschte ich von Holz, einfach aber geschmackvoll, nicht ganz einander gleich, und mit rothen Ziegeldächern. Um jede Wohnung wollen wir ein paar Bäume pflanzen, und wo möglich soll jede Haushaltung einen kleinen Garten oder wenigstens einen Fleck Erde haben, wo sie etwas säen und pflanzen kann. Ich weiß, wie dieses kleine eigene Stückchen Erde den Menschen an die Stelle fesselt, wo er es besitzt.

Sehr wünschenswerth würde es mir erscheinen, wenn

wir einen größern Park für unsere Arbeiter anschaffen könnten, wo sie Gelegenheit fänden, die frische Luft zu genießen und sich unschuldigen Vergnügungen hinzugeben. Im Frühling und Sommer könnten sie sich dann an jedem Feiertag an der Frische des Landlebens und der Schönheit der Natur erquicken. Für die Herbst- und Winterabende haben wir die großen Säle im Schulhause, wo sie sich versammeln können, und wo wir auch dafür besorgt sein werden, daß sich ihr Schönheitssinn an schönen Kunstgegenständen entwickeln kann, daß sie sich mit Lectüre und Musik angenehm beschäftigen, vergnügen und ergehen."

Eine Einrichtung in der Gesellschaft, welche die Geschwister sehr wünschten, betraf die Friedensgerichte, eine Vereinigung der öffentlichen in Norwegen und der patriarchalischen in den großen Dörfern Dalekarliens. Vor diese Gerichte sollten alle Zwistigkeiten und kleinere Verbrechen kommen und wo möglich ausgeglichen oder gesühnt werden. Die Arbeiter sollten selbst für jedes Jahr die Mitglieder wählen und Sitz und Stimme in dem Collegium haben.

„Und wir wollen es so einzurichten suchen, daß kein Gefängniß oder Zuchthaus von unserer Gesellschaft aus Zuwachs erhält.

„Und eines der ersten Gesetze, welche unsere Gesellschaft einschärfen und überwachen soll," rief Uno, „muß die Behandlung der Hausthiere betreffen. England und Frankreich haben Buße und Strafe für Thierquälerei festgesetzt. Warum sollen die Schweden hinter diesen Völkern an Menschlichkeit zurückstehen? Nein, möge man uns nie nachsagen, daß wir aus gedankenlosem Leichtsinn, aus Grausamkeit oder Gleichgültigkeit diejenigen unserer Arbeiter, welche stumm sind, denen die Fähigkeit fehlt, ihr Recht zu fordern und ihre Klagen vorzutragen, im Stiche lassen! Nein, wir wollen uns zu unsern Vormündern machen und nicht dulden, daß die fleißigsten und

treuesten von unsern Dienern Unrecht leiden sollen. Wir wollen glückliche Menschen und glückliche Thiere um uns haben."

Der Antrag wurde mit einstimmigem Beifall angenommen. Und als Göthilda von Bruder die Sache erfuhr, da versprach sie eigens für diesen Paragraph in das Gesetzbuch der Gesellschaft eine Vignette zu malen, die heilige Familie mit dem Esel vorstellend, welcher eine ganz besonders interessante Physiognomie erhalten sollte.

Aber Göthilda ahnte dabei nur halb das Rührende und Tiefe in dem Gedanken, den sich der Genius des Volkslebens*) und der Kunst schon längst zu eigen gemacht hat, daß das Thier neben der Krippe des Erlösers seinen Platz hat, daß es auf einem Gemälde von der heiligen Familie nicht fehlen darf.

„Ja," rief eines Tages der gute Dr. Lund, „jetzt ist, wie ich sehe, weiter nichts mehr zu thun, als daß man die neue Stadt tauft, die ich mit den rothen Ziegeldächern und den grünen Bäumen aufwachsen sehe, und das soll Schwester Hedwig thun, die so stille dasitzt, insgeheim aber mit ihrer Liebe in ihrem Wohlwollen den Eifer von uns Allen anfeuert. Schwester Hedwig soll der Stadt den Namen geben."

„Nein, nein," antwortete Hedwig, „das müssen Sie selbst thun, lieber Vater, die Taufe wird sonst nicht anerkannt."

„Nun wohl denn!" rief lebhaft der Doctor, „ich taufe die neue Stadt mit dem alten schwedischen Namen Birka. Auf der Birkeninsel soll sie ja angelegt werden, und Birken wollen wir um die Wohnungen der Arbeiter pflanzen. In dem alten Birka, in diesen Gegenden wurde das Chri-

---

*) In Schweden haben die Landleute den Brauch, an Weihnachten den Hausthieren ein außerordentliches Futter zu geben, ihnen in die Augen zu leuchten, damit sie den Stern sehen können, und dabei zu sagen: Es ist Weihnacht.

stenthum zuerst gepredigt. Es ist ein Samenkorn von dieser Saat, das jetzt aus dem alten Boden hervorwächst und der Neuzeit reiche Erndten verspricht. Nein, Erndten nicht bloß für die Zeit, sondern auch für die Ewigkeit; nicht bloß für die Erde, sondern auch für den Himmel! Es lebe das neue Birka!"

Ein fröhlicher Lärm entstand in der Gesellschaft: „Es lebe das neue Birka! und die Birkeninsel! und die Birken! und wir alle zusammen!"

„Wir selbst sind ja auch Arbeiter," sagte Ifvar, „jeder von uns arbeitet nach Maßgabe seiner Kräfte, und die Arbeit des Kopfes darf nicht geringer angeschlagen werden, als die Arbeit der Hand. Wer arbeitet für die ganze Gesellschaft so viel als Bruder Augustin?"

„Darauf müssen wir eins trinken, eine Bowle brauen und ein Lied haben!" rief Bruder, „und dazu müssen wir den Onkel Herkules einladen. Er wird sich nicht weigern, die Bowle zu brauen, sie gilt der Taufe des jungen Kindes Birka!"

General Herkules hatte sich nämlich von der Versammlung und Gesellschaft zurückgezogen.

Wie ein Theil der Mitglieder vorausgesehen, hatten sich bald Verschiedenheiten zwischen der Anschauungsweise des Greisen und der jungen Leute ergeben.

General Herkules wollte das Wohl des Volkes, aber er wollte als ein beständiger Vormund und Dictator für dasselbe wirken. Er wollte es väterlich regieren, aber immerhin r e g i e r e n.

Augustin als Führer der Jugendpartei wollte dem Volk Gelegenheit verschaffen, sowohl seine äußern als seine innern Zustände zu verbessern. Er wollte durch Erziehung, durch Geist und Beispiel wirken, aber im Uebrigen wollte er das Volk sich selbst regieren lassen.

„Das geht nicht oder es geht in die Hölle!" rief General Herkules.

„Es soll und muß gehen, und zwar in's Himmel-

reich," antwortete Augustin, „insofern selbstständig gute und denkende Menschen dahin gehören;" und er hatte seinen Satz zu beweisen.

General Herkules vertheidigte seine Ansicht mit Heftigkeit. Augustin blieb bei seinem eigenen Satze und sprach dies mit Bestimmtheit aus; beide kamen nicht vom Fleck mit einander. Endlich wurde der alte Graf böse, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Nun, zum Teufel, thut, was Ihr wollt! Ich bekümmere mich Nichts um Eure Veranstaltung, ich habe Euch die Wahrheit gesagt und Ihr werdet das mit der Zeit schon noch einsehen. Ich gebe keinen Pfifferling um die ganze Fabrik oder Republik . . . aber wir wollen dennoch gute Freunde bleiben, Augustin, nicht wahr?"

Und über den Spalt, über die Schranke, welche sie trennte, hinüber reichten sie einander herzlich die Hände.

Großsinnige Charaktere lassen sich durch die Verschiedenheit ihrer Ansichten nicht trennen. Sie können auf verschiedenen Seiten stehen und dennoch Freunde bleiben, dennoch für das gemeinsame Beste wirken. Und General Herkules bewies diese Großsinnigkeit, als er später das Beschwerliche und mit Verantwortung verbundene Amt eines Verwalters der neuen Sparkasse übernahm.

„Ich weiß da wenigstens, daß ich etwas Gutes thue," sagte er; „ich weiß, daß etwas geschieht, das zum Nutzen und Frommen Aller gereicht."

Wir verlassen jetzt die berathende Versammlung und erzählen etwas spezieller von

General Herkules und Göthilda.

Das Leben ist ein Kriegszustand, und Niemanden empfand das besser, als der alte Graf. Mancher, der gleich ihm in den Tagen der Mannheit sich tapfer mit

Feinden des Vaterlandes herumgeschlagen, muß sich in seinen alten Tagen mit einem Haufen von Zwergen herumschlagen, die da heißen: Gebrechlichkeit, schlechte Laune, Schlaflosigkeit, Niedergeschlagenheit u. s. w. Walter Scott nennt das den kleinen Krieg. Und für Viele ist er schwerer als der große Krieg. Das Alter spaßt zuweilen mit mir, sagte der große Oxenstjerna, als er die Gebrechen des Alters nach und nach verspürte, und er ließ sich von ihm nicht besiegen, wie der starke Gott Thor von dem alten schwachen Weib Ella. *) Auch unser alter Held ließ sich nicht besiegen. Aber es war die lautere Wahrheit, daß der starke Körper unter den Gebrechen des Alters ein wenig zu wanken anfing, und daß seine Laune seit einiger Zeit etwas mürrischer und kitzlicher wurde.

„Es ist aber auch so verdammt langweilig im Hause geworden," zankte er mitunter. „Man bekommt keinen lustigen Unsinn, keinen Gewittertanz zu sehen, keinen Bellmann mehr zu hören. Die verwünschte Philanthropie hat allen Frohsinn aus dem Hause gejagt. Aus eitel Vernunft-Menschenliebe kann man nicht mehr behaglich und heiter sein. Da sitzet Ihr, stecket in Comités und Ausschüssen Eure Köpfe zusammen und bildet Euch ein, Ihr werdet die Welt umgestalten. Dummes Geschwätz! Nein, da gehe ich lieber in den Wald und auf das Feld hinaus und sehe, wie Gott sie gemacht hat. Ich sehe dann auch wie der Hase läuft. Aber der Teufel weiß, wohin die Hasen seit einiger Zeit ihren Lauf nehmen. Ich glaube, meiner Seel! daß sie auch philanthropische Ausschüsse haben. Sie werden sich wohl besprechen, ob es räthlich sei, Wölfe als Bürger in ihren Staat aufzunehmen. Die Welt wird so vernünftig und human, daß sie ganz unausstehlich wird."

Ein andermal sagte er zu Hedwig:

„Liebes Kind, ich fange an, alt zu werden, ich spüre es wohl; ich werde brummig und widerwärtig. Ihr könnt

*) Das Alter.

meiner überdrüssig werden, der Teufel soll mich holen, ob ich nicht selbst meiner überdrüssig bin, ich tauge nichts mehr da unten. Ich wollte, der liebe Gott beriefe mich recht bald zu seinem Regiment dort oben. Vergiß nicht, Hedwig, daß ich bei meinem Begräbniß durchaus keine Pracht haben will; auf frischem Tannenreiß will ich in meinem Sarge liegen und alte Soldaten sollen mich zu Grabe tragen."

Aber ein paar Tage nachher war der Greis draußen im Freien, brachte hochvergnügt die ersten Frühlingsblumen mit nach Hause und überreichte sie Hedwig.

„Ein herrlicher Morgen!" rief er; „da haben wir doch einmal wieder Frühling, man muß hinaus in die Welt, man darf sich nicht in die Stuben verschließen, wenn die neuen Götter kommen. Hinaus muß man in die Welt und das Leben. Der alte Gott ist dennoch der Mächtige, er herrscht und regiert über Alles und lenkt Alles zum Besten; ich halte mich an den Alten."

Und lustig donnerte der Thorshammer wieder durch das Haus, als wollte er allen Geisterspuck zerschmettern.

Der General begann um diese Zeit in Björkö ein Haus für seinen getreuen Diener Stolz zu bauen, wohin dieser nach dem Tode seines Herrn mit den alten Kriegstrophäen ziehen sollte. Er beschäftigte sich jetzt eifrig mit allerlei Dingen, die zu der Einrichtung gehörten.

Göthilda, die an den philanthropischen Sitzungen nicht das mindeste Vergnügen fand, widmete sich jetzt ausschließlich dem greisen Oheim, wußte ihn auf alle mögliche Arten in seinen Arbeiten zu unterstützen, erheiterte ihn durch ihre lustigen Einfälle und Possen, nannte sich seinen Gesellen und war seine tägliche Gesellschafterin.

„Du verläßest mich nicht wie die Andern," sagte der General manchmal herzlich zu dem jungen Mädchen. „Du bleibst bei mir!"

„Im Leben und im Tod!" antwortete Göthilda energisch.

Und der Alte wurde bei seiner neuen Arbeit und bei seinem munteren Gesellen wieder fröhlich, trotz Rheumathismen und Philanthropie.

Und als Bruder mit seinem Vorschlag in Betreff der Bowle und des Toastes kam, da sagte er nicht: nein. Er verlangte blos, daß er seine eigene, schöne Melodie singen dürfe.

Und dazu Nein zu sagen, war nicht räthlich.

Todesgedanken.

Der Mensch hängt mit tausend Fäden an der Menschlichkeit fest, obwohl er dieselben nicht eher bemerkt, als wenn er von ihr scheiden soll, wie die Spinnengewebe erst dann recht sichtbar werden, wenn sich der Frost an ihnen festsetzt, sagt von Unge in seinem interessanten Buche „Spaziergänge im Vaterlande" ebenso traurig als wahr.

Aber hast du nicht an einem schönen Herbstmorgen feine, schimmernde Fäden in der Luft hängen gesehen, bestäubt von Thauperlen und beglänzt von der Sonne? Man nennt sie Marias Seidenfäden, und sie strahlen an solchen Morgen wie kleine Regenbogen, indem sie sich an das Laub und die Blumen der Erde festhängen.

Und wenn ein liebenswürdiger und geliebter Mensch vom Tode bedroht wird und sein Abschied aus dieser Welt nahe bevorsteht, da sieht man um ihn her solche Seidenfäden strahlen, welche die Liebe mit ihren Thränen und ihrer Sonne beglänzt.

Man sah das jetzt um Augustin her. Jetzt erst zeigte

es sich, wie innige Liebe er sich erworben hatte. Von nah und fern schimmerten die Seidenfäden.

Lagertha Knutson hatte seit einiger Zeit, seit der Krankheit Augustins das Dalberg'sche Haus öfter als gewöhnlich besucht. Zwischen ihr, Augustin und Hedwig bestand seit langer Zeit ein schönes, herzliches Freundschaftsverhältniß, gegründet auf gegenseitige Achtung und Bewunderung. Es ging den Geschwistern sehr nahe, daß Lagertha binnen Kurzem sie verlassen sollte, da sie ein Schreiben erhalten hatte, welches sie in ihr Vaterland zu ihrer Familie zurückrief.

Eines Tags kam sie, und statt ihres sonst so bestimmten und klaren, oft sogar stolzen Wesens bemerkte man eine ungewöhnliche Niedergeschlagenheit an ihr. Augustin, der sie allein empfing, erkannte es bald und sagte halbscherzend, indem er ihre Hand ergriff:

„Wie steht es, Fräulein Island? so umnebelt und düster? Wo ist die klare Mitternachtssonne?"

„Sie ist untergegangen," antwortete Lagertha, indem sie zu lächeln suchte. „Es kommt mich sehr hart an, daß ich Sie und Schweden verlassen muß, ohne daß ich Ihnen eine Freude bereiten konnte. Mein großes Werk bleibt unvollendet, das fühle ich. Seit einiger Zeit werde ich immer abgestumpfter und unfähiger, so zu arbeiten, wie ich wünschte. Ich komme nicht dazu, meine letzte Norne vollenden zu können."

„Die Norne der Vollendung!" rief Augustin, „ach das wäre Schade! die schöne Nornengruppe! Ich habe mich so sehr darauf gefreut, sie fertig zu sehen. Nein, Lagertha, das muß geschehen. Und warum denn nicht? Was sollte für eine Person, die Alles kann, was sie will, unmöglich sein?"

„Das war ein vermessenes Wort," sagte Lagertha, „und die Strafe ist nicht ausgeblieben. Jetzt will ich, aber ich kann nicht. Es fehlt mir an Muth, an Klarheit."

„Diese können ja wieder kommen, wieder geweckt werden; bedenken Sie es wohl!"

„Ja, das können sie. Ich weiß auch wodurch. Durch eine Freude, einen Sonnenstrahl, aber diese kommen nicht, und wer sie abhielt, das sind Sie, Augustin Dalberg."

„Ich?" rief Augustin bestürzt, indem er das Mädchen fragend ansah.

Lagertha kehrte ihr Gesicht halb von ihm ab; es war blaß und ihre Augen schwammen in Thränen. Sie zitterte, und auf ihren Lippen zitterten die Worte: „Sie sind in Gefahr, Sie sind ein Sterbender!" Aber sie wurden nicht wirklich ausgesprochen.

Augustin hörte sie dennoch in seiner Seele. Gerührt ergriff er ihre Hand und sagte:

„Lagertha!"

Sie sah ihn an und sein warmer strahlender Blick begegnete dem ihrigen. Ein lebendiger Funke sprang von der Einen zum Andern, und dieser sagte, was keine Worte vollständig auszusprechen vermochten.

Augustin war nicht in sich selbst verliebt, aber das Gefühl der Ergebenheit des edlen stolzen Weibes machte sein Herz wärmer und lebendiger schlagen.

Er zog ihre Hand an seine Brust und sagte:

„Aber, wenn ich wieder gesund werde, wenn es mir vergönnt wird, noch länger für meine Freunde zu leben, wird dann ihr Bild gelingen?"

„Ja," rief Lagertha; „ja!" rief sie, „denn es wird dann der Ausdruck eines Lobgesangs sein!"

„O, Lagertha," sagte Augustin innig, indem er ihre Hand an seine Stirne und seine Lippen drückte, „mache mir das Leben nicht zu lieb, mache mir das Sterben nicht so schwer. Ich muß ja leben wollen, da solche Freunde einen so hohen Werth auf mein Leben legen, und," fuhr er mit seinem engelgleichen Lächeln fort, „ich muß ja, was ich bei einem Mann ganz abscheulich finde, ich muß

ja eigenliebig werden; aber," setzte er mit einer plötzlichen heitern Eingebung hinzu, „ich habe dann auch Lust, es in Bescheidenheit zu sein. — Lagertha, wenn Du mich lieb hast, so gib mir einen Beweis davon, Dein großes Werk! Ich habe mich so sehr darüber gefreut, ich war stolz darauf, als auf ein Erzeugniß der nordischen Kunst und ein Werk meiner Freundin, und nun darfst Du es nicht unvollendet lassen, Lagertha, es muß Dir auch mit dieser letzten und schwersten Nornengestalt gelingen, ich verlange es im Namen unserer Freundschaft. Edle, geliebte Lagertha, ich fordere diese Freude von Dir. Vollendung! Gelingen! Du willst Kraft zu diesem Bilde von einem irdischen Lebensfaden haben! Ach, weg damit! Siehst Du nicht in Deinem eigenen Geist ein höheres Bild der Vollendung als dieses? Hörtest Du es nicht in den Gesängen der Schwäne in Deiner Heimath? Sahest Du es nicht in der Krone des Nordscheins? Fühlst Du es nicht in dem, was eben jetzt zwischen Dir und mir vorgeht? in dem Verhältniß, welches dieser Augenblick vollendet hat und das selbst die Ewigkeit nicht auflösen soll? Nein, nein! Lagertha, Dein Nornenbild wird von Vollendung zeugen, von Vollendung selbst im Tode und dem Tode zum Trotz. Es wird den Sieg des Geistes über alle Schwachheit und den Tod preisen. Deshalb folgt es ja auch auf die Norne des Kampfes, gehe, geliebte Lagertha, vollende Dein Werk! Was ich verlange, das verlangt auch der Genius Scandinaviens, das fordert Dein eigener Geist von Dir! Vollende! Dann komm und erlaube mir, mich mit Dir zu erfreuen. Lass' uns zusammen die Freude über Dein Werk genießen."

Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Mensch viel über seine Mitgeschöpfe vermag. Es sind Augenblicke der Inspiration, wo er ausspricht, was keine Gelehrsamkeit, keine Wissenschaft oder Kunst, sondern bloß das Feuer eines göttlichen Gefühls eingeben kann. Und wie Feuer wieder Feuer entzündet, so theilt sich sein Gefühl, seine

Kraft auch der Brust des Andern mit. Es entsteht dann eine selbstständige Flamme.

So verhielt es sich mit Lagertha. Zärtlichkeit, Ueberraschung, Bewunderung weckten ihre schlummernden Lebensgeister wieder. Die Gedanken, welche Augustin ausgesprochen, waren mit ihren eigenen verschwistert. Sie erstanden aus ihrem Grabe, und Lagertha ging belebt von neuer Willenskraft nach Hause und vollbrachte in einigen Stunden die Aufgabe, deren Lösung sie schon seit einem Jahre vergebens versucht hatte. Und sie sah, daß ihr Werk gut war, und ihr Werk jubelte darüber.

„Es soll sein werden, mein Werk soll das seinige schmücken," dachte sie mit demüthig stolzer Freude, „und dann werde ich, mag er nun leben oder sterben, auf einige Zeit meine heimathliche Insel, meine Wiege besuchen, werde das starke, das große Meer schauen, werde den Nordschein seine Krone in der Nacht bilden sehen, werde die Gesänge der Schwäne hören und wieder kräftig werden. Aber dieses Gefühl, das meine Kraft erhöhte, war und ist es wohl eine Schwachheit?"

Es ist für alleinstehende starke Seelen nicht schwer, sich aus den Banden des Kummers zu befreien. Ihre Aufgabe und Arbeit im Leben ist es, was diese Bande löst. Anders verhält es sich mit den Schwesterseelen auf Erden, deren Leben darin besteht, daß sie liebend Theil nehmen, Leiden ertragen, daß sie in Andern mehr leben, als in und für sich selbst.

Anders war es bei Hedwig, anders bei Lagertha.

Hedwig hatte den Gedanken an Augustins Gefahr, den Gedanken an die Stunde, welche über sein und ihr Schicksal entscheiden sollte, schon längst von sich gewiesen; sie hatte ihn zu beseitigen gesucht, wie man sich im Traume

eines auf uns eindringenden unheimlichen Gespenstes zu erwehren bemüht ist. Sie wollte nicht glauben, daß der edle, geliebte Bruder, die Freude und die Stütze so mancher Menschen, ihr Alles auf der Welt, jetzt in seinen besten Jahren von ihr gerissen werden sollte. Aber jetzt, da die Stunde der Entscheidung immer näher rückte, da sie Vorbereitungen treffen, da sie alle Dinge die Wendung nehmen sah, als müsse etwas Hochwichtiges geschehen, da wurde sie zuweilen von einem Gefühl panischen Schreckens ergriffen. Ihr Herz fühlte Todesangst, ihr Blick sah sich rings nach Hülfe um, ihre Wangen wurden mit jedem Tage blässer.

Aber ihre Frömmigkeit, ihre Gottesfurcht? . . . konnten sie nicht? . . . Liebe Kinder, sprechet davon, wenn Ihr eine ähnliche Prüfung, wie die ihrige ist, überstanden habt. Der zuversichtliche Blick in die Höhe kann vom Klagen, vom Murren abhalten; aber er kann nicht verhindern, daß die Seele bis in den Tod betrübt werde, daß der Körper unter der Last des Kreuzes darniedersinke.

Und Hedwigs Stimmung wurde von Allen im Hause mehr oder weniger getheilt. Je näher die trübe Wolke kam, die über Augustins Kopf hing, um so tiefer drang eine unheimliche, bange Stille im Hause ein. Niemand war heiter. Alle Blicke verriethen Unruhe. Onkel Herkules sang nicht mehr zu seiner Arbeit, und Göthilda hatte nicht einen einzigen, lustigen Einfall mehr.

Augustin selbst war der ruhigste von Allen. Er sah gern seine Geschwister und Freunde um sich versammelt, und besprach Alles, was vorkam, mit heiterem und offenem Sinne. Zuweilen verschloß er sich auf sein Zimmer. Wenn er dann nach solchen Stunden zu seinen Geschwistern zurückkam, so bemerkten sie auf seinen Augen und auf seinem Gesichte einen Glanz, welcher nicht dieser Welt anzugehören schien.

Und so nahte die verhängnißvolle Stunde.

Erscheinungen und Gespenster.

Es war am Vorabend vor dem gefürchteten Tage. Der Regen schlug an die Fenster und die Frühlingsstürme brausten wild. Vor einem flammenden, prasselnden Feuer saßen in Augustins Zimmer er selbst, Uno und der gute Dr. Lund. Es sah behaglich aus im Zimmer, um so mehr als man bei den Flammen im äußern Zimmer Schwester Hedwig mit Zubereitungen zum Thee beschäftigt sah.

Die drei Freunde vor dem Feuer unterhielten sich vertraulich. Dr. Lunds Lieblingsthema war aufs Tapet gebracht worden. Wir wissen, daß er sich gerne auf die dunkle Gränze zwischen zwei Welten stellte, und nach dem Lichte, sowie nach den Tönen forschte, die aus der unbekannten Welt in die uns bekanntere herüberdringen, in der wir uns bewegen und täglich unser Wesen treiben.

Verständige Leute wunderten sich über diese Eigenheit des klugen und hochgelehrten Mannes, wie er so unverständig sein könnte u. s. w. Andere dagegen, geniale Leute wunderten sich nicht darüber.

Er war diesen Abend mehr als gewöhnlich in die Frage über das Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige vertieft.

Augustin sagte: „Und was mir höchst sonderbar und beinahe betrübend vorkommt, ist der Umstand, daß unter den vielen Berichten, die wir aus allen Zeiten und allen Ländern über Geistererscheinungen und dergleichen Offenbarungen haben, nur äußerst wenige einen höhern, recht geistigen Charakter an sich tragen. Die meisten sind unbedeutend, unbehaglich, oder stehen sie mit Mordthaten und Rachehandlungen in Verbindung.

„Ja, das muß ich sagen,“ versetzte lächelnd der kleine

Doctor, indem er sich hinter den Ohren kratzte, „viele von den Geistern, welche wieder erscheinen, sind ein nichtsnutziges Gesindel, das weder im Himmel noch in der Hölle eine Heimath hat. Und das ist allerdings betrübend, insofern nicht just das Gegentheil stattfindet. Es läßt sich daraus vielleicht eine sehr vortreffliche und erhebende Lehre entnehmen, nämlich, daß man sich hüten soll, während seiner irdischen Laufbahn zu dem Lumpenpack zu halten, weil man sonst nach dem Tode als solches zurückkehren muß; ferner, daß die guten und seligen Geister in eine zu hohe Region kommen, als daß sie einen Zug nach der Erde empfinden sollten, und daß sie über das Schicksal ihrer geliebten Hinterbliebenen ein Licht empfangen haben, wodurch das Bedürfniß einer unmittelbaren Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben wird; denn daß sie jedenfalls für dieselben wirken und geistig auf sie einwirken, das steht außer allem Zweifel. Es liegt in der geistigen Naturordnung und man hat unzählige, geschichtliche Beweise dafür. An solchen fehlt es aber auch nicht für unmittelbare Berührungen höherer Art zwischen Menschen, die einander geliebt hatten und durch den Tod getrennt wurden. Man sieht, daß unter gewissen Verhältnissen solche Offenbarungen gestattet worden sind. Und hier sitzt ein Mann — er nickte Uno zu, indem er seine lebhaften wohlwollenden Augen auf ihn richtete — hier sitzt ein Mann, der uns sehr viel Merkwürdiges darüber erzählen könnte, wenn er wollte. Lieber Uno! Du hast schon mehrere Male angedeutet, daß eine Offenbarung die Ursache der glücklichen Veränderung gewesen, die in Deinem Gemüthe vor sich gegangen, möchtest Du uns jetzt nicht sagen, was Dir widerfahren ist? Ich habe es schon lange zu erfahren gewünscht und hätte Dich schon lange gerne darüber gefragt, aber ich unterließ es, weil ich sah, daß Du diese Saite unberührt wissen wolltest."

„Ich befinde mich in demselben Fall," sagte Augustin, „und jetzt, in dieser Stunde wäre es mir lieb, eine

Aufklärung über das Verhältniß unter Freunden zu erhalten, welche der Tod getrennt hat, und über die Möglichkeit, sich unter so ungewöhnlichen Umständen, wie sie bei Dir stattfanden, einander mitzutheilen."

Uno schwieg einen Augenblick, als sänne er nach; endlich sagte er:

„Euch, meine Freunde, und Dir, Hedwig, kann ich wohl mittheilen, wie es mir ergangen ist. Denn von Euch habe ich weder das Mißtrauen noch den Hohn zu fürchten, womit die meisten Menschen meine Geschichte anhören würden. Sie war und ist noch jetzt meines Lebens höchster Schatz und höchste Freude, die kein Mensch mir zu rauben vermag; aber ich würde es als eine Entweihung ansehen, dieses Heiligthum meiner Seele einem Unwürdigen zu erschließen. Und darum . . . aber noch einmal, Euch galten meine Bedenklichkeiten nicht."

Und mit leiser, beinahe dumpfer Stimme erzählte jetzt Uno wie folgt: *)

„Ihr Alle wißt, wie mir nach Engels Tode zu Muthe war, Ihr wißt wenigstens, daß ich für das Leben und für alle Freuden der Erde so gut wie todt war. Meine innere Unglückseligkeit kann ich nicht beschreiben. Eine einzige abscheuliche fixe Idee hatte sich meiner Seele bemächtigt und quälte mich Tag und Nacht wie ein Geist aus der Hölle. Meine Frau war gestorben, unglücklich durch meine Verschuldung. Und nun waren wir für immer getrennt. Die ganze Erde war mir ein finsteres Grab, wo der Tod seine unglücklichen Opfer verschlang, über und unter mir sah ich Nichts als eine entsetzliche Leere, einen unendlichen Abgrund, wo das ewige Nichts sich selbst wiederkäute... Doch nein, ich kann noch immer nicht ohne

*) Daß diese Erzählung auf einem wahren Faktum beruht, ist die Ursache, warum wir sie hier mittheilen. Wir sehen keinen Grund, von der Schilderung des Alltaglebens Erscheinungen auszuschließen, welche darin, wenn auch nur ausnahmsweise vorkommen.

Grauen davon sprechen, ich begreife nicht, daß ich kein Narr wurde! . . . Wie lange ich in meiner Finsterniß saß, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß es eines Tags Licht für immer wurde . . . Ich bekam einmal sie zu sehen, sie, die mein beständiger Gedanke, mein einziger Kummer war. — Ihre Gestalt verklärte sich allmählig und kam wie aus einem Dunkel hervor; ihr geliebtes, schönes Gesicht lächelte dem meinigen zu, klar, hold, wirklich. Sie war es in der That; sie stand da vor mir, doch ein wenig über mir, strahlend in Jugend und Schönheit und so hold, so unaussprechlich hold und zärtlich. O wenn Ihr sie gesehen hättet, . . . wenn Ihr Euch vorstellen könntet, aber Ihr könnt das nicht . . . ja sie war es, meine Frau, mein Engel, wie in früheren Tagen, nur noch schöner und verklärter, und ich hörte sie sagen:

„Gräme Dich nicht, mein Geliebter! Gräme Dich nicht um mich, ich bin glücklich, ich bin unaussprechlich glücklich! Aber Deinen Kummer konnte ich nicht ertragen und deßhalb bin ich zu Dir gekommen, obschon es mir schwer wurde . . . und nun, Geliebter, komme ich nicht mehr so zu Dir, aber Du wirst zu mir kommen, dahin wo ich Dich erwarte, und dann werden wir nicht mehr getrennt werden.“

Nach diesen Worten verschwand sie langsam, wie sie gekommen war, vor meinen Blicken. Ich meinte die lieblichsten Harmonien zu hören. Ein heller Schein blieb noch eine Weile im Zimmer zurück, hernach sah und hörte ich nichts mehr. Aber die Glückseligkeit, die von nun an in meiner Seele aufging, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. O meine Freunde! die ganze Welt, das ganze Leben hatte sich vor meinen Blicken verwandelt. Alles erstand mir wieder aus dem Grabe, und Ihr wißt das. Sie, meine Gattin, habe ich seitdem nicht wieder gesehen, aber eine dauernde Gewißheit, eine dauernde Freude ist wie ein heller Schein in meiner Brust zurückgeblieben, und ich weiß, daß sie mich durch das Leben und den Tod

zu ihr, zu meiner Gattin, in unsers Vaters Haus führen werden."

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, als Uno aufhörte, zu sprechen, die Flammen des Feuers strahlten in ruhig leuchtenden Augen wieder, die gedankenvoll auf sie geheftet waren. Gegen das Ende der Erzählung war Göthilda unvermerkt ins Zimmer getreten. Uno's dumpfe geheimnißvolle Stimme, die Worte, welche sie aufgefangen hatte und die ein übernatürliches Ereigniß, eine Geistererscheinung betrafen, Alles das rief bei Göthilda eine unbeschreibliche Bangigkeit hervor, und schaudernd an Leib und Seele ging sie aus dem dunkeln Zimmer, um nach Licht zu rufen.

Aber als sie zu diesem Behufe durch den Saal schritt, blieb sie auf einmal wie angenagelt stehen und vermochte nur mit Mühe einen Angstschrei zu unterdrücken. Denn dort im Saale, in der tiefen Dämmerung stand hoch und schweigsam eine dunkle Gestalt. Wir müssen bekennen, daß unsere kleine Heldin Göthilda nichts weniger als tapfer war, wenn es sich um gewisse Fährlichkeiten handelte. Besonders hatte sie vor Gespenstern eine Angst, die um so mehr an's Lächerliche grenzte, als sie weder an solche glaubte noch jemals eines gesehen hatte. Aber die soeben gehörten Worte von Uno's Erzählung hatten ihre Phantasie aufgescheucht, und beim Anblick der finstern, schweigsamen, unbeweglichen Gestalt im Saale war ihr erster Gedanke: ein Gespenst.

Sobald sie dann ihre gelähmten Glieder wieder bewegen konnte, trat sie einen hastigen Rückzug an, eilte auf einem andern Weg nach der Küche, schreckte dort alle Anwesenden durch eine schnell erfundene Erzählung von Gespenstern, Dieben und Räubern auf, und spazierte dann mit einem Licht in der Hand zurück, begleitet von Louise, die vor Neugierde brannte, sowie von Maja, Stolz und Hanna, die sich ganz nahe zu ihrem Beschützer hielt. An der Spitze dieser Schaar hatte Göthilda neuen Muth ge-

faßt. Sie ging jetzt zur Thüre zurück, öffnete sie halb, steckte den Kopf halb hinaus, betrachtete die dunkle Gestalt, die noch immer unbeweglich da stand, und ließ den Lichtschein auf sie fallen. Die Gestalt war in einen großen Mantel gehüllt, hatte den Hut tief über die Augen herabgedrückt und glich weit mehr einem Dieb als einem Gespenst. Inzwischen glich sie auch wieder nicht einem Dieb, denn sie stand ganz ruhig und unbeweglich da.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?“ fragte endlich Göthilda, die jetzt muthiger geworden war.

„Meine edle Mamsell,“ antwortete die Gestalt, ich bin ein armer Gesell, welcher Arbeit sucht, und ich möchte gerne für Sie, meine edle Mamsell, arbeiten.“

Die Stimme, die so antwortete, war derb und vollkommen menschlich. Sie kam Göthilda nicht ganz unbekannt vor, aber sie fand die Figur sehr keck und antwortete:

„Ich kann Euch keine Arbeit geben. Geht hinab und fraget nach dem General Herkules.“

„Aber ich möchte am liebsten für Sie arbeiten, meine edle Mamsell,“ sagte der eigensinnige Geselle.

„Ich habe Euch schon erklärt, daß ich keine Arbeit habe,“ erwiederte Göthilda.

„Nun, so geben Sie mir doch wenigstens ein Abendessen,“ sagte der Geselle mit immer pochenderem Tone.

„Heute Abend schon gar nicht,“ antwortete Göthilda; „vielleicht ein andermal, wenn Ihr höflicher darum bittet.“

„So geben Sie mir einen Schnaps,“ rief der Gesell mit einer so groben Stimme, daß Göthilda hastig einen Schritt zurücktrat, und ihren Nachtrab sehen ließ: beim Anblick all dieser Gesichter, die jetzt zur Thüre hereinguckten, schlug der Fremde ein lautes Gelächter auf, warf schnell Mantel und Hut ab und trat als ein wohlgekleideter, wohlgebildeter junger Mann mit einem zwar sehr

verwitterten, aber fröhlichen und offenen Gesichte vor. Er reichte Göthilda die Hand und sagte:

„Oder gib mir Deine Hand und laß mich die Bekanntschaft mit Dir erneuern, Göthilda! Bekomme ich die Hand zum Willkomm? Nun?"

Als König Olof Tryggveson glorreichen Angedenkens die schöne Königin Gyda besuchte, wie wir in der Heimskringla lesen, seinen Wettermantel abwarf und sich in seiner wahren königlichen Gestalt zeigte, konnte er kaum eine größere Sensation erregen, als der vermeintliche Gesell in diesem Augenblick durch dasselbe Manöver hervorrief.

„Jarl Herkules! . . . der Baumeister!" rief Göthilda verwundert, erschrocken, vergnügt, böse, freundlich, ärgerlich, Alles in Allem zugleich. Und Jarl der Baumeister lachte jetzt so herzlich, schüttelte Göthilda die Hand, küßte sie auf die Wange und war so brüderlich, so freundlich, so angenehm und gemüthlich, daß es rein unmöglich war, keinen Gefallen an ihm zu finden. Der ungeschliffene Diamant hatte eine gewisse Façon erhalten, was Göthilda auf den ersten Blick auch sehr wohl bemerkte.

Bald wurde die Rückkehr des jungen Vetters Allen im Hause bekannt, und bald war er von seinen Verwandten und Freunden umringt.

„Aber ich komme nicht allein," sagte er zu ihnen, „ich habe einen Kameraden bei mir, einen Gesellen, der sich ebensowenig abspeisen läßt, als ich, das dürft Ihr mir wohl glauben, und der in seinem Mantelsack etwas mitbringen wird, das Wunder thun soll. Ja, Ihr werdet staunen, er wird nächstens kommen; doch seht! da ist er schon!"

Und in der geöffneten Thüre zeigte sich eine feine zierliche Gestalt, deren Gesicht ungemein viel Güte und Leben ausdrückte.

„Ludoviko!" rief Hedwig in einem Tone, welcher

den Zuhörern durch Mark und Bein drang; Hoffnung und Freude zitterten darin.

Und Hoffnung, unaussprechliche, zitternde Hoffnung lag in dem Blick, womit Hedwig auf den Eintretenden zutrat, seine Hand ergriff und zu ihm sagte: „Du bringst Hülfe! Du bringst Rettung?“

„Ja, so Gott will, ja ich hoffe es,“ antwortete Ludoviko.

Hedwig faltete ihre Hände, sie zitterte heftig, und in dem bleichen Gesichte leuchteten die Augen beinahe wild; sie war nahe daran, niederzusinken. Diese Freude kam zu schnell und war zu groß.

Auf die erste Kunde, welche Hedwig von Augustins Krankheit erhalten, hatte sie an ihren abwesenden Freund geschrieben. Dieser Brief traf ihn in Smyrna, wo er beschäftigt war, den reichen Schatz wohlthätiger, heilkräftiger Kräuter, die er im Orient gesammelt und unter denen er an mehreren verborgene, bisher unbekannte Kräfte entdeckt hatte, zu ordnen und zu verpacken.

Es gibt menschliche Seelen, die ich Blumenseelen nennen möchte. Sie haben eine eigenthümliche Milde und eine anziehende Schönheit. Harmlos und vertrauensvoll in der schönsten Bedeutung des Worts, saugen sie die Strahlen der Sonne ein, sehen unter allen Gestalten des Lebens hauptsächlich auf sie und sind einzig und allein bemüht, der Welt das Licht und das Gute zurückzugeben, das sie aus ihr gewonnen haben. Sie sind ächte Sonnenanbeter. Wenn eine solche menschliche Seele sich der Natur zuwendet mit dem liebevollen Blick, der forschend in ihre Tiefen dringt, da öffnen sich diese, da duften die Blumen, da erschließen Bäume und Wurzeln die Heimlichkeiten des Lebens wie vor keinem andern Menschen, denn zu einer solchen geduldigen und milden Seele mit ihrem lebhaften Forschungstrieb fühlen sie sich durch eine tiefsinnige Verwandtschaft hingezogen.

Ludoviko, Professor Ludovico! meine Herrn und Damen, war eine solche Seele.

Schon frühzeitig war Flora seine Geliebte, seine Braut gewesen, und sie hatte ihn wiedergeliebt! auf seine menschenfreundlichen Forschungen nach schmerzlosen Heilmitteln und nach Linderungsmitteln für Leiden, die keine Kunst zu heben venmag, hatte sie ihm manche erfreuliche Antwort gegeben.

Jetzt hatte es sich so getroffen — manche Saamenkörner lassen die Vögel des Himmels auf die Erde fallen und sie bringen immer ein besonderes Glück mit — es hatte sich so getroffen, daß unter den neuen wohlthätigen Heilmitteln, welche Ludovico im Orient gefunden und anwendbar gemacht hatte, just auch eines gegen die grausame Krankheit sich befand, die Augustins Leben bedrohte.

Wir brauchen nicht zu sagen, wie sehr Hewig's Brief seine Rückreise ins Vaterland beschleunigte. Er brannte vor Verlangen, sein Mittel noch zu versuchen, so lange es Zeit war, vor Verlangen, den Bruder seiner geliebten Hedwig zu retten. Ein solches Verlangen ist auch eine treibende Dampfkraft. Ludoviko kam und sah, daß es noch Zeit war. Noch konnte das Mittel versucht werden, das gottgesegnete Mittel, das ohne Gefahr und ohne bedeutende Schmerzen dem geliebten Manne Gesundheit und Leben wieder geben konnte, wenn es nämlich anschlug. Augustin's beide Aerzte wurden gerufen und um Rath gefragt. Der eine rieth ab und verwarf einen solch' chimärischen Charlatansversuch, er wollte schneiden. Der andere rieth das milde Mittel zu versuchen, bevor man zu dem scharfen greife. Es könne ja nichts schaden und könne möglicherweise helfen. Augustin selbst war vom ersten Augenblick an entschlossen, Ludoviko's Mittel zu versuchen. Hätte er auch selbst keinen Glauben daran gehabt, so würde er es schon Hedwig zu liebe gethan haben.

Das Mittel wurde versucht und schlug an. Schon

nach wenigen Wochen verspürte man eine wohlthätige Wirkung. Nach einigen Monaten war Augustins Zustand so verändert, daß man die Zeit vorausbestimmen konnte, wo seine Krankheit vollkommen gehoben sein mußte.

Und wie wir zuweilen eine finstere, drohende Wolke sich auflösen und in dem klaren Blau des Himmels allmählig verschwinden sehen, so lösste sich und verschwand auch Augustins drohende Gefahr.

Noch lange währte seine Schlaflosigkeit in den ersten Stunden der Nacht, und wie früher, so saß und wachte Hedwig auch jetzt bei dem geliebten Bruder. Aber wie ganz anders waren jetzt diese nächtlichen Stunden! Welch ein wonnevolles Gefühl war es für Hedwig, dem Kranken jede halbe Stunde den Labetrank zu reichen, welcher einen Theil von Ludovikos Heilmittel bildete! Welchen lieblichen Gefühlen und Gedanken konnte sie sich hingeben, wenn sie neben dem Bruder saß und stickte oder nähte, während er schrieb, oder ihn auch bei seiner Arbeit unterstützte. Und Augustin, wie rasch und flink ging ihm nicht Alles aus der Hand! Er hatte sich niemals so belebt, so klar und kräftig gefühlt, wie in dieser Zeit. Eines Nachts reichte er Hedwig sein Tagebuch, in welches er so eben einige Worte eingetragen hatte — dasselbe blaue Buch, worin Hedwig vor einem halben Jahre die Todespost gelesen. Jetzt las sie wie folgt:

„Mit jedem Tage fühle ich Gesundheit und Kräfte wiederkehren, und selige Gedanken besuchen mich.

„Mein überstandenes Uebel hat nur einen einzigen Eindruck hinterlassen, den der Dankbarkeit selbst für das Leiden. Wenn die Alten das Unglück heilig nannten, weil ihnen die Kraft innewohnt, die Herzen zu veredeln, so hatten sie Recht. Ich finde das jetzt an mir selbst. Und es veredelt den Menschen nicht blos, es erhöht auch die Freude und den Genuß seines Lebens.

„Wenn es einen Gedanken gibt, den ich vor allen andern jedem Leidenden an's Herz legen möchte, so ist es

der, daß das Leiden ein großer Reichthum ist, daß es eine Kraft ist, welche den Sinn in die Tiefe des Lebens eindringen läßt und die Innigkeit des Gefühls erhöht, daß es eine entwickelnde Macht ist.

„Und wären die 3 Männer, von welchen die Schrift erzählt, nicht durch den siebenfach glühenden Ofen gegangen, so hätten sie nicht den freudeflammenden Lobgesang angestimmt, in welchem sie Tag und Nacht, Sonne und Sterne, Feuer und Frost, Flammen und Thau, Berge und Pflanzen, Meere und Wasserströme, alle Menschen und alle Seelen der Gerechten, alle Elenden und Betrübten auffordern, den Herrn zu preisen und ihn zu rühmen, dessen Güte ewiglich währet.

„Auch ich bin durch einen glühenden Ofen gegangen und bin gerettet, und nun, meine Freunde, meine geliebte Hedwig, lehret, helfet mir recht danken.“

Dankfest.

Gibt es wohl ein süßeres, ein erhebenderes, ein rührenderes, ein stärkenderes, ein beglückenderes, wahrhaft himmlischeres Gefühl, als das Gefühl warmer Dankbarkeit!

Die Cherubime wissen es wohl in ihrer Heimath, wo ewige Lobgesänge ertönen. Auch wir auf unserer kleinen und niedrigen Erde wissen und fühlen es, wenn unser Kummer aufzuhören anfängt, wenn die Last leichter, wenn Alles um uns her hell und freundlich wird.

Aus dem Innersten aller Geschichte, aus dem Lauf von 18 Jahrhunderten glänzt uns aus dem Schatten der

Palmen Bethaniens ein Bild davon entgegen. Es ist in dem Hause der Geschwister, wo der höchste Gast der Erde gerne verweilte. Eine glückselige Schwester gießt dem Lebensretter ihres Bruders einen Balsam über das Haupt, dessen Geruch das ganze Haus erfüllt, das Haus, aus welchem der Tod gewichen ist. Des Lebens freudigster Sonnenschein ruht jetzt darauf; glückwünschende, dankbare Freunde umgeben die Glücklichen, ein Bild voll Licht.

Und hier unter den Birken am Mälar-See begegnet uns ein anderes Bild dieser Art.

Auch hier sind eine Heimath von Geschwistern, ein geretteter Bruder, eine liebende, glückselige Schwester, hingebende, dankbare Freunde. Und freudig rauschen die Birken um das Haus der Geschwister, freudig brausen Winde und blaue Wogen, prächtig glänzt die Sonne, als sympathisire sie mit den guten und glücklichen Menschen, an einem schönen Septembertage.

Denn auf der kleinen Birkeninsel wird an diesem Tage ein Fest gefeiert, und in diesem laufen mehrere andere Feste zusammen, wie die Bäche des Frühlings sich zu einem großen Strome vereinigen.

Aber wie sollen wir von ihnen allen, von den großen, wie von den kleinen Rechenschaft ablegen, wir, die wir so gerne jedem Einzelnen sein Recht widerfahren ließen? Geduld, ihr kleinen Bächlein, Geduld, du großer Fluß, Geduld, mein geneigter Leser, Geduld, mein eigenes warmes Blut!

Aber wir müssen mit dem Anfang beginnen, wir müssen den Tag beim Schnabel, d. h. bei der Morgenstunde anfassen.

Warum springt der junge Eli bei Sonnenaufgang in den Garten hinaus, warum wirft er sich in's Gras nieder und küßt die Blumen, warum springt er denn auf und blickt zum Himmel empor, als wollte er in ihn hineinhüpfen, warum sieht er sich mit so glänzenden, strahlenden Blicken auf der Erde um, über welcher die von Thau-

tropfen und Sonnengold schimmernden Fäden der Marienseide schweben und sich an Bäume und Gebüsch anhängen, als wollten sie ein Gewebe für die Hochzeit der Elfenkönigin spinnen? Warum trinkt er die Morgenluft, den Sonnenschein, den Blumenduft, wie Brage Meth trank, und warum schlägt er die Hände zusammen, warum jubelt er laut auf und gebahrt sich wie ein Berauschter? Ich will es Euch sagen. Der Jüngling ist trunken, trunken von Seligkeit, er soll Myrthen brechen, soll Blumen pflücken zur Hochzeit seiner jungen Schwester. Ja so ist es. Die kleine Karin soll heute mit Ifvar, dem vielgereisten, getraut werden. Habt Ihr Euch das gedacht?

Der Jüngling hatte lange nicht daran geglaubt. Aber nun ist es doch so. Und der Gedanke an das Glück der Schwester, die frohe Aussicht auf seine eigene Zukunft, das Gefühl göttlicher und menschlicher Güte, es ist zu viel; es macht ihn taumeln, es rüttelt an ihm, es überwältigt ihn, er glaubt kaum, daß er es überleben wird. Aber dennoch überlebt er es. Und vielleicht rettete Louise sein Leben dadurch, daß sie in den Garten hinabkam, ihre eigene, stürmische Freude mit der seinigen vermischte und ihn auszankte, weil er so lange mit der Myrthe ausblieb.

Oben im Saale sitzt Schwester Hedwig mit der getreuen Dienerin Maja, und sie flechten Kränze für die Bräute, ja, denn es handelt sich um mehr als eine Braut, und Maja singt lustige Lieder, spricht von der Hochzeit und dem schönen Wetter, von den Bräuten und dem Herrn Augustin, und ihre Rede stockt und ihr uns wohlbekanntes Lachen bricht hervor, während die Augen voll von Thränen stehen. Denn sehen Sie, das Alles ist so rührend.

Im Hause ihrer Geschwister ist noch Alles ruhig; lieblich und leise rauschen die Birken um dasselbe. Aber in einiger Ferne ist großer Lärm. Dort an dem Abhang, an dem bewaldeten Hügel wird der Wald ausgerodet, Bauholz gefällt, es werden Steine in großen Massen aufgeschichtet und Gebäude begonnen. Und seht, dort steht schon

ein großes Haus, dessen Dach bereits aufgeschlagen ist, und an dem höchsten Balken hängt ein großer, großer Kranz von Laub, Sonnenrosen und Dalien, der weithin glänzt und in die Luft hinaus verkündet, daß nach alter schwedischer Sitte die Arbeiter jetzt ein Fest haben sollen mit Reden, Toasten, Musik und Tanz zur Ehre des neuen Hauses.

Ihr sehet, daß Neu-Birka im besten Entstehen ist. Bruder, der prächtige, praktische tüchtige Bruder treibt an, als hätte er sechs Arme. Es ist das neue Schulhaus, das wir aufgerichtet sehen.

Wir haben nun bereits drei Veranlassungen zu einem Feste oder drei Feste in einem gesehen: zwei Hochzeiten und ein Schulhaus. Es gibt aber noch eine andere, tiefere Ursache, deren verborgene Ader warm aus dem dankerfüllten Herzen quillt und in der äußeren Festlichkeit einen Ausweg sucht. Und überdies haben wir noch eine, die voraus genannt werden muß.

In Amerika wird alljährlich ein Fest gefeiert, genannt das Dankfest. Es fällt in den Herbst, wenn die Erndte vorüber ist. Dann versammeln sich die Familien, um die besten Gaben der Erde zusammen zu genießen und zu vertheilen unter Lobpreisungen für den Geber.

„O, welche schöne Dankfeste," schreibt eine Dame aus dem fernen Lande, „habe ich nicht in meines Vaters Hause mitgemacht! Wie ähnlich war er nicht einem Patriarchen, wenn er umgeben von seinen Kindern dastand! Und mit welchen lächelnden, vergnügten Gesichtern standen wir nicht alle um den Tisch herum, an welchem er den Wirth machte und uns mit dem Besten bedachte, was das Haus besaß! Nach der Mahlzeit hatten wir Gesänge und fröhliche Erzählungen. Es waren glückliche Zeiten."

Und diese Volkssitte ist schön und werth, von allen Völkern angenommen zu werden. Es ist schön nach der Erndtezeit, wenn die Erde sich all' ihres Reichthums entkleidet hat, um ihre Kinder damit zu nähren, zu kleiden

und zu erfreuen, ein solches Fest gleichsam zur Vollendung des Jahres zu feiern.

Ein solcher Festgedanken waltete auch in dem großen Feste vor, das am heutigen Tage auf Björkö gefeiert wurde; denn es war jetzt Herbst, es war September und die Erndten waren bereits eingeheimst. Aber der innerste, eigentlichste Gegenstand des Festes war Augustin. Seine Wiedergenesung zu Leben und Gesundheit war es, was die Geschwister feiern wollten. Und da er in der Liebe Aller obenan stand, da er auch als Lenker ihrer Zukunftsplane, an welche jetzt so manche Menschen die Hoffnung und die Freude ihrer Zukunft geknüpft hatten, obenan stand, so hatte man seinen Geburtstag zum Vereinigungspunkt für mehrere andere Feste gewählt.

Augustin wußte, daß das Hauptfest eigentlich ihm galt, aber er bat seine Geschwister, den Ehrenplatz nur incognito einnehmen zu dürfen, und versprach desto thätiger für das zu sorgen, was zu feiern sei. Und dies war, wie gesagt, nicht wenig. Man hatte schon seit einer ganzen Woche die Vorbereitungen hiezu getroffen.

Onkel Herkules hatte auf eigene Faust oben auf dem Donnersberge gewisse heimliche Anstalten getroffen, von welchen Niemand wußte, außer Junker Jarl, den er als seinen Adjutanten angenommen hatte. Göthilda scherzte über des Onkels Zusammenkünfte mit der Frau vom Donnersberge und prophezeite Unglück, und Jarl schnitt die geheimnißvollsten, wichtigsten Gesichter gegen sie, wenn sie im Verlauf des Tages einander begegneten.

Aber Göthilda hatte selbst heute viel zu thun, um neugierig oder ärgerlich sein zu können. Es sollte, müßt Ihr wissen, auf Björkö ein großes Mahl gehalten werden, für die Herrschaften sowohl als für Handwerker. Wenn nun auch hiezu nicht so viel erfordert wurde, wie zu einer schwedischen Hochzeit im sechzehten Jahrhundert, auf welcher, wie die Chronik erzählt, 24 Ochsen, 80 Schafe, 150 Gänse, 200 Hühner, 80 gesalzene Speckseiten und

überdies eine Menge anderer Fleischsorten, Wildbret und Fische; ferner von Spezereien 12 Pfund Ingwer, 7 Pfund Pfeffer u. s. w. im Verhältniß, endlich 100 Tonnen Bier und Meth, 20 Eimer Wein u. s. f. drauf gingen, und obschon unsere Geschwister eine heilsame Verachtung gegen alles Uebertriebene, in Bezug auf die Menge der Gerichte und Getränke hegen, so will es doch nicht wenig heißen, auf anständige Weise zwei große Tafeln und etwa 200 Mägen zu füllen. Göthilda, Louise und Maja hatten also alle Hände voll zu thun.

Die mütterliche Schwester Hedwig ist frei von diesen Marthabekümmernissen; sie darf in Ruhe ihre Pflegetochter pflegen und das Innere der Festlichkeit ordnen.

Wir begeben uns sofort an den Mittagstisch; er strahlt von Blumen und in der Mitte steht eine große Blumen- und Confect-Platte von Göthildas Zusammensetzung, die den Lustgarten des Glückes vorstellen soll.

Am obern Ende des Tisches sitzt General Herkules, prächtig in großer Uniform, mit all' seinen Orden geschmückt. Ein in Brillant gefaßter Nordstern glänzt in der Mitte. An jeder Seite des greisen Helden sitzt eine blühende, junge Frau im geschmackvollsten Anzug. Die eine — die zu seiner Rechten — sieht chinesisch aus, so behauptet wenigstens Göthilda; sie ist auch in Canton geboren, stammt aber von englischen, vermöglichen Eltern. Es ist Ludovicos Gattin, die ihn nach Schweden begleitet hat. Gute, junge Leserin, verzeihe! Ich weiß, du dachtest dir, es solle anders werden, aber ich kann nicht helfen. Und Schwester Hedwig hat die junge Frau sehr lieb, sie hat versprochen, sie mit der schwedischen Haushaltung und mit den schwedischen Sitten bekannt zu machen. Und Göthilda ist äußerst erpicht auf ein chinesisches Mittagsessen, sie hat der jungen Frau das Versprechen abgenommen, die ganze Familie demnächst mit chinesischen Gerichten in chinesischer Zubereitung zu bewirthen, welche auf chine-

sische Weise und unter Begleitung chinesischer Gongong-Musik verspeist werden sollen.

Die junge Frau zur Linken des Generals ist ungemein hübsch; sie trägt ein allerliebstes Häubchen mit Rosen und rosenrothen Bändern; sie sieht so recht wie eine schwedische junge Frau aus. Und ich versichere euch, ihr lieben Freunde im Auslande, daß es um eine solche etwas ungemein Hübsches ist. Es ist Bruders junge Gattin Seraphina. Junge Leserin, verzeihe abermals, daß ich dir nichts von der Hochzeit gesagt habe, sondern dieselbe in aller Stille vorübergehen ließ. Aber ich versichere dich, sie war ganz und gar nicht merkwürdig, sondern glich einer Menge anderer Hochzeiten, die ebenfalls nicht merkwürdig sind. Die junge Dame sieht inzwischen sehr glücklich aus, obschon etwas schüchtern und verlegen wegen der Blicke, die Onkel Herkules zuweilen auf sie heftet, gleich als wolle er erproben, ob sie auch einen tüchtigen Kern in sich habe. Von ihrer Bleichsucht ist nichts mehr zu sehen. Sie ist roth wie eine Rose und wetteifert an Farbe mit den Rosen in ihrer Haube. Um sich Muth zu machen, sieht sie ihren Mann an, dessen zuversichtliche, freundliche Miene etwas so Herzstärkendes hat. Und einer Stärkung bedurfte die junge Frau; denn als Onkel Herkules so dasaß und sie ansah, da begann sie Gnade vor seinen Augen zu finden, und er dachte, es könne wohl mehr an ihr sein, als er geglaubt habe, mehr als romantischer Unsinn, und er kam auf den Gedanken, dies vermittelst einer Probe zu ergründen. Diese bestand darin, daß er ein Wasserglas nahm und dasselbe plötzlich über — ja, der garstige, alte Mann! — über den Kopf der jungen Dame, über das Pariserhäubchen, die Rosen und Alles ausgoß. Bei der unerwarteten Wasserprobe sah die junge Frau schnell ihren Mann an, er nickte ihr zu und lächelte. Mit einer plötzlichen, glücklichen Eingebung ergriff sie die Wasserflasche und goß sie dem Onkel Herkules über das Haupt.

Der General war ganz entzückt.

„Bravo!" rief er, sprang auf, schüttelte sich, hob die junge Frau, die ebenfalls lachte und ihr nasses Köpfchen schüttelte, in die Höhe, küßte sie auf die Stirne und rief:

„Das ist ein verdammt keckes Frauenzimmerchen, hol' mich der Teufel! Wer hätt' Dir das angesehen? Deine Gesundheit, Bruder! Du hast Dir ein tüchtiges Weib genommen, sie läßt sich mein' Seel' nicht coujoniren. Ich habe Respekt vor ihr. Nimm Dich wohl in Acht! Es steckt ein guter Kern in ihr, bei tausend Teufeln!"

Und nun erhob der General seine Stimme vor der ganzen Versammlung und brachte einen Toast auf die Neuvermählten aus. Der zweite Trinkspruch galt dem neuen Brautpaar Isvar und Karin. Die junge Braut sah so schön und so glücklich aus, als sie sich dafür bedankte. Eli, der ihr gegenüber saß, konnte seine Bewegung kaum verhehlen. Louise vermochte es gleichfalls nicht, und deshalb streckte sie ihren Kopf nur eine halbe Minute lang zur Thüre herein, sah die kleine Karin im Brautstaat neben ihrem entzückten Bräutigam sitzend und eilte dann laut weinend in die Küche hinab, wo ihre gesteigerten Gefühle nur dadurch beschwichtigt werden konnten, daß sie ein Creme überwachen mußte, das überzulaufen drohte.

Unter den Gästen am Hochzeittische bemerken wir eine Person, die an der allgemeinen Freude keinen so vollständigen Antheil nimmt, wie die andern: es ist Gerda. Sie ist zwar heiter, die gute, warmherzige Schwester, aber es sieht aus, als ob ihre Seele zuweilen abwesend wäre und als ob Thränen, die nicht der Freude flößen, von Zeit zu Zeit in die gedankenvollen Augen dringen wollten. Wo weilten denn ihre Gedanken? Etwa bei dem Einsiedler, der bei dem Familienfeste ausgeschlossen ist, weniger wegen anhaltender Kränklichkeit, als in Folge eines Anfalles von schwermüthigem Eigensinn, welchen

Gerda nicht zu besiegen vermochte? Flüchtete sich ihre Seele von dem fröhlichen bunten Feste nach seinem düstern stillen Gemach? Wunderbar, aber möglich und mir sehr wahrscheinlich. Augustin und Hedwig bemerkten Gerdas Zerstreutheit und machten einander durch einen Blick darauf aufmerksam. Gerda wurde inzwischen aus ihren wachenden Träumen gerissen, da sie die Aufforderung erhielt, das Lied vorzutragen, welches zu Ehren des Festes gedichtet worden. Und es war ein inniges fröhliches Lied, und es wurde aus vollem Herzen gesungen, und der Chor stimmte donnernd ein.

Hierauf las Onkel Urbanus ein Gedicht vor. Es war einem Hochzeitliede aus dem 16ten Jahrhundert nachgebildet und die Namen der meisten anwesenden Gäste, ganz besonders aber der Hauptpersonen figurirten darin auf eine mehr oder minder gelungene Weise. Onkel Herkules spielte eine allzu humoristische Rolle und wie Dalberg und Ollonberg zusammen kamen, das konnte Niemand von den Zuhörern recht begreifen. Aber daß Onkel Urbanus sein Werk dadurch krönte, daß er als Myrthenblad die Bräute bekränzte, das war allen klar und ein Geniestreich, der viel Glück machte. Im Ganzen erntete das Gedicht Beifall, den meisten jedoch von dem Verfasser selbst. Er warf einmal um's andere gespannte und halb mahnende Blicke den Cadetten zu, in denen er geheime Recensenten geahnt haben mochte, und die trotz ihrer Beförderung ihre frühere Lachlust noch nicht verloren hatten. Onkel Urbanus war, wie wir wissen, ein wenig taub, aber er glaubte doch, während der Vorlesung seines Opus von jener Seite her eine Bemerkung, wie z. B. Ilias post Homerum, zu vernehmen, und dies fand er abscheulich.

Augustin drang auf das Ende des Mittagsmahles, welches Onkel Herkules durch Gesänge und Toaste bis zum Abend verlängert haben würde, denn er wollte der Gesellschaft einen geistigen Genuß verschaffen. Sobald

man vom Tische aufgestanden war, führte er seine Gäste in den Park hinab, und zwar in ein neues, nach gothischem Styl aufgeführtes und von hohen Eschen umgebenes Gebäude. Es war der Nornensaal.

In diesem Saale, dessen Licht von oben herabfiel, stand Lagerthas Nornengruppe mit den Schwänen. Vor derselben plätscherte der Strahl einer frischen eisenhaltigen Quelle; die schöne Gruppe spiegelte sich in dem krystallhellen Bassin und machte einen großartigen Eindruck.

Augustin, der außer den Gästen auch noch einen großen Theil der Arbeiter versammelt hatte, lenkte die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die verschiedenen Gestalten und Ausdrucksweisen der Nornen, auf das feurige begeisterte Leben bei Urda, den edlen starken Kampf bei Verdandi, endlich auf den Frieden des Sieges, auf das Leben der Vollendung bei der hohen Skuld. Man erkannte bei ihr dieselben Züge, dasselbe Gesicht wieder, wie bei den zwei ersten Nornen, aber bei Skuld sah man sie verklärt, verherrlicht. Von den drei Schwestergestalten verrieth diese die höchste Begeisterung. Sie schien in einem großen glückseligen Augenblick ausgeführt zu sein, wo die Künstlerin ihren eigenen Jubel über die Siegeskraft des Geistes aussprechen wollte. Augustin sprach von der Anwendung der Nornenidee auf das Leben, das große wie das kleine Leben, das Leben des Volkes und des Einzelnen. Er sprach von dem Urdabrunnen, der an den Wurzeln des himmlischen Weltbaumes sprudelte, und dessen Wasser so heilig war, daß alles, was man hinein warf, ganz rein, frisch und gleichsam erneut wurde; wie auch die Krone des Weltbaumes von neuem grünte, wenn sie mit diesem Wasser begossen wurde. Seine Worte wurden immer wärmer und beredter, aber Göthilda unterbrach ihn:

„Lieber Augustin!“ bat sie leise, „laß die Leute von der Sache denken, wie sie wollen. Sie mögen jetzt zu Kaffee und Cigarren kommen, sonst sprichst Du Dich

warm und ich fürchte die Gäste werden kalt, schläfrig oder langweilig. Komm!"

Augustin verstand die Besorgniß der Schwester um seine Gesundheit, küßte sie auf die Stirne, lächelte, fuhr aber fort zu sprechen, und — du hattest Unrecht, Göthilda — Niemand wurde kalt oder schläferig, Niemand dachte an Kaffee und Cigarren, bis Augustin selbst die Gedanken der Gäste in dieser Richtung lenkte. Gott sei Dank, noch bis auf den heutigen Tag vergißt man Kaffee und Cigarren über der heiligen Nornenquelle.

Und der Kaffee wurde im Nornensaale servirt und Göthilda war die Kaffeenorne, wie Bruder sie nannte, und sie vertheilte den arabischen Trank, während sie die Frage aufwarf, ob nicht die Kunst, aus dem Kaffee wahrzusagen, von diesen Schicksalsgöttinnen herrühren möchte.

Und die Cigarren wurden in der frischen Luft, in den Gängen und auf den Bänken im Parke geraucht. Es war ein herrlicher, prachtvoller Septembertag, wenn man das Wetter eigens bestellt hätte, man hätte es nicht besser bekommen können. Und man glaubt es kaum, wie sehr der Glanz der Sonne das Vergnügen eines Festes erhöht, namentlich wenn es zu zwei Drittheilen ländlich ist, wie dieses. Dazu war die Luft mild und der Wind still wie ein gutes Kind. Die Tafeln der Arbeiter waren unter den Bäumen am Strande aufgestellt, wo für 150 Gäste gedeckt war. Ihnen galt die Festlichkeit des Abends, und donnernd sollte sie werden. Es waren drei Tische, und einer von ihnen war ein Hochzeittisch mit Kränzen von Laub und Blumen behangen. Für welches Brautpaar? Das werden wir bald sehen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als ein fröhlicher, festlicher Brautmarsch sich hören ließ, und man einen Brautzug langsam auf blumenbestreutem Wege gegen einen Altar zuschreiten sah, der in der freien Luft errichtet war, unter hohen Bäumen, durch deren grüne bewegliche Arkaden der blaue Himmel hervorblickte.

Dieser Altar unter freiem Himmel war Dr. Lund's eigene Veranstaltung. „Denn," sagte er, „die von Menschenhänden zur Ehre Gottes erbaute Kirche ist wohl schön, aber besser ist diejenige, die er selbst gemacht hat. Der große Dom, wo Sonne, Sterne und alle Engel auf uns herniederblicken.

Und alle stimmten ihm bei, und da kein neidischer Erdennebel den großen, klaren Dom verdüsterte, so war auch die Heiterkeit ungetrübt.

Die Trauung sollte in der freien Luft unter dem hohen Himmelsgewölbe statt finden.

Dr. Lund stand jetzt mit dem Kirchenbuche in der Hand selbst vor dem Altar; seine silberweißen Locken zitterten im Abendwind, und das innige Auge, das wohlwollende, ausdrucksvolle Gesicht war dem herannahenden Zuge entgegen gerichtet. Hier giengen nun hintereinander Ifvar mit der kleinen Karin, und Stolz mit Hanna; Brautjungfern und Brautführer, Verwandte, Freunde folgten.

Und hier, umgeben von liebenden und wohlwollenden Menschen, umkost von einem Wind, welcher lieblich wie der Hauch einer höhern Liebe sie anwehte, wurden die beiden Brautpaare zu der göttlichen Vereinigung eingeweiht, welche die schwedische Trauungsformel mit gottgeweihten Worten ausspricht. Und über dem Grün der Erde, über dem gewobenen seidenen Trauungshimmel wölbte sich des Himmels ewiges Blau und schien segnend herabzublicken.

Der Priester schwieg eine Weile und schien sich zu sammeln. Drauf erhob er seine gefalteten Hände, seine thränengefüllten, strahlenden Augen, und begann einen neuen Vortrag, nämlich die Dankrede.

Ein Freund und Schüler Pestalozzis hat mir erzählt, daß er bei seinen freien Vorträgen immer von dem Tage oder Fall, den seine Rede behandle, einen Stoff wähle, um die ewigen Wahrheiten zu verkündigen, dies mache ihn

selbst warm und erwärme auch seine Zuhörer. Daher der Eindruck, den er hervorbringe, die Gewalt, welche er über die Herzen der Zuhörer ausübe.

So machte es auch hier der alte warmherzige Lehrer. Er sprach von der Veranlassung des Festes, von dem geliebten, geretteten Bruder, von den liebenden Herzen, die so eben im Namen des Himmels vereinigt worden, von der menschenfreundlichen, bürgerlichen Anstalt, die nunmehr verheißungsreich vor dem Blicke Aller sich erhebe, dem Werke eines guten heiligen Willens. Und nun ergoß er sich in brünstige Danksagungen für die Gaben der Erde und des Himmels, für alle guten Gedanken und ihre Ausführung, für alle Kraft und Güte, allen heiligenden Kummer, alle reine Freude, für Alles, Alles!"

Die Neuvermählten, wie überhaupt alle Anwesende, weihte er zu einem neuen Bunde, zu einem Leben edeln Bemühens und Kämpfens gegen Eitelkeit, Lüge und Unrecht. Er forderte sie auf, Vikinger zu werden in der Welt des Geistes, und den Beispielen ihrer Väter zu folgen, aber auf dem Wege des Friedens und mit dem Schwerte des Geistes.

Er warf einen fröhlichen Sonnenblick auf die schönsten Bestrebungen der Zeit, deren Kind dieser Neubund sei, wies ihre Begründung in dem Wesen des Christenthums nach, rief den Segen des Allmächtigen und Allgütigen über die Versammelten herab und schloß mit den prophetischen Worten:

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden die Erde besitzen!"

Die untergehende Sonne blickte noch wie ein großes Gottesauge auf die Versammlung herab, als der greise Lehrer seine letzten Worte sprach. Seine silberweißen Locken glänzten im Golde der Sonne. Und tief und groß war der Eindruck in Aller Herzen. Alle kleinlichen Gedanken und Nebendinge waren in diesem Augenblicke vergessen.

Man wünschte in diesen innigen Gefühlen, in diesen festlich freudigen Gedanken so lange als möglich zu verbleiben.

Aber die Zeit schritt vorwärts. Die Sonne war untergegangen und auf rosenrothen Wolken ging der Mond im Osten auf und begann zu glänzen. Auf den Tafeln der Arbeiter wurden die Lampen angezündet und eine Schüssel um die andere aufgestellt. Bald sah man sie mit Gästen angefüllt. Augustin selbst machte den Wirth am Hochzeittische, Meister Dalerin stand ihm als Adjutant zur Seite, und es fehlte weder an Poesie noch an Prosa, weder an Toasten noch an Gesängen. Stolz saß voll Hochgefühl im Feststaate da mit seiner Hanna, welche sehr hübsch und glücklich, aber dennoch demüthig aussah. An den andern Tischen machten Ifvar und Bruder die Wirthe und sorgten dafür, daß der Schmaus seinen gehörigen Gang nahm und daß die Bier- und Methkannen tüchtig in Umlauf gesetzt wurden. Sie hatten auch ihre Ersatzmänner, wenn sie manchmal dahin gingen, wohin ihr Herz sie zog. Im Anfang standen ihnen ihre jungen Frauen zur Seite, gingen mit Methkannen umher und schenkten ein. Göthilda war sehr thätig, schenkte den Gästen ein und trank ihnen zu.

Wo war aber inzwischen Onkel Herkules? Droben bei der Donnersbergfrau mit seinem Adjutanten und zwei Ordonnanzen. Und in demselben Augenblick, wo Augustin auf das Königspaar Oskar und Josephine ein Lebehoch ausbrachte, das mit Trompeten, Tuschen und Hurrah-Geschrei erwiedert wurde, siehe da erhob sich vom Donnersberg her eine Rakete, schwebte wie eine weiße, leuchtende Taube über die festliche Menge am Strande hin, und unmittelbar darauf begann die Frau vom Donnersberg zu sprechen, und zwar mit Kanonen zu sprechen, müßt ihr wissen. Vierundzwanzig Schüsse wurden vom Donnersberg aus abgefeuert, und ihr donnerndes Echo erscholl drei-

fach in den Bergen ringsum. Hernach stiegen vom Donnersberg große rothe und weiße Feuer auf, und bei ihrer Beleuchtung sah man, wenn auch nicht die Frau vom Donnersberg, so doch Onkel Herkules in einem Kostüm à la Karl XII. mit dem Thorshammer in der Hand und seine treuen Sekundanten mit rothen Schärpen und Fackeln oben auf dem Berge unter den Ruinen. Leuchtkugeln, Schwärmer, brennende Namenszüge stiegen glänzend und knatternd in die Luft empor, und jede neue Explosion wurde mit einem Hurrah-Geschrei vom Strande her beantwortet.

Eine Ueberraschung für Alle war es, dieses Schauspiel auf dem Wasser wiederholt zu sehen. Von kleinen bewimpelten Booten her, die unbemerkt an die Insel hingerudert waren, wurden Schüsse losgefeuert und allerlei Feuerwerk abgebrannt. Es waren die Schweden, eine unter diesem Namen constituirte Gesellschaft, welche von dem Feste dahier gehört hatten und ihre Theilnahme daran auf ihre eigene heitere Weise bezeugen wollte. Noch andere kleine Boote legten am Ufer an, erfüllt mit den Bewohnern der Umgegend, welche durch dieses prächtige Schauspiel, durch die Beleuchtung des Wassers und der Luft und durch den ruhigen, wunderschönen Abend herangelockt wurden.

Ja, wunderschön war dieser Abend und er wurde wo möglich noch schöner, als er in eine helle klare Nacht überging. Denn als die krachenden und prasselnden Feuer erloschen waren, da stand der Mond hoch oben am Himmel, hoch über dem Donnersberge, und lächelte wie ein mildes, freundliches Muttergesicht zu den Spielen der Kinder; und die Luft war so lieblich und ruhig, daß die Menschenkinder darin athmeten wie in einer Atmosphäre von reiner Mutterliebe.

„Es ist mir heute Abend so außerordentlich wohl, so ganz besonders vergnügt zu Muthe,“ sagte Onkel Urbanus, und dies war die allgemeine Stimmung. Es gibt

Augenblicke, in welchen nur allein die Schönheit der Natur dem Menschen seine Weihe zu geben vermag.

Der größere Theil der Gesellschaft hatte sich während des Feuerwerkes im Parke zerstreut, und man sah die Mitglieder derselben in zerstreuten Gruppen zu drei und zu zwei, oder auch vereinzelt umhergehen, während Laub, Luft und Wasser wie eine stille, innige Seligkeit sie umrauschten und umglänzten.

Mein Leser, wollen wir — du und ich — nicht auch hinaus in den Garten im Mondschein spazieren gehen? Aber zuerst sei dir ein Wort im Vertrauen gesagt.

Wo vermögen sich nicht Liebe und Romantik den Weg zu bahnen? Von Nova Semblas Gebirgen bis zu Ceylons verbrannten Thälern, über die ganze Welt hin sehen wir ihre Spur, hören ihr holdes Getöne. Und ich habe von glaubwürdigen Leuten erzählen hören, daß in der Zänkerstraße im südlichen Theil Stockholms im verflossenen Dezember die Leute während einer stürmischen Nacht auf einer melodischen Flöte eine wunderschöne Melodie blasen und dazu ein Lied nach derselben Melodie von einer schönen Mannsstimme singen hörten, und dies auf der Straße, unter den Fenstern eines jungen Mädchens, in der Zänkergasse im Süden Stockholms, während einer kalten, stürmischen Dezembernacht. Dergleichen Dinge gibt's. Aber ich kann dich versichern, daß ich schon beim allerschönsten Mondschein in den romantischsten Gegenden an den schönsten Abenden draußen war und andere Leute umhergehen sah, ohne daß sie oder ich im mindesten etwas Romantisches bemerkt hätten, ohne daß wir andere Seufzer hörten, als die des Windes in den Bäumen, ohne daß wir andere Liebesblicke sahen, als die des Mondes und der Sterne. Und ich habe für mich die Ueberzeugung, daß die Liebe im gewöhnlichen Sinne des Worts ungleich weniger in der Welt spukt, als man im Allgemeiuen glaubt, und daß man dermalen sein Leben weit häufiger wagt, um die Haut eines Büffelochsen oder das Fell eines Bären

zu erbeuten, als um die Hand des schönsten Mädchens zu gewinnen. Also, obschon ich zugebe, daß die Romantik überall auf Erden lebt und zu finden ist, daß sie überall hervorblickt, so wünsche ich dennoch, daß man, da wir, mein Leser und ich, jetzt einen Mondscheinspaziergang im Park auf der Birkeninsel unternehmen wollen, das, was wir etwa Romantisches erfahren, mehr als eine Ausnahme, denn als etwas Alltägliches ansehen mögen.

Und nun hinein in die Mondschein beglänzte Nacht, und wie das Wasser flimmert, wie bezaubernd schön die Landschaft ist, mit ihren mystischen Schatten und Lichtern, mit ihren laubigen Waldverstecken und offenen Plätzen, alles im milden Schein der großen Nachtlampe, das kannst du ganz genau sehen, du willst jetzt aber nichts mehr davon hören.

Vermuthlich wünschtest du lieber zu vernehmen, was die Bräute dort sagen, die in ihren nebelweißen Schleiern an der Seite ihrer Männer Arm in Arm in den stillsten Gängen dahin wandeln. Schade, daß die Liebenden so leise flüstern, daß ich sie nicht hören kann. Vielleicht sagen sie aber auch nichts mit den Lippen. Vielleicht ist es ihnen genug mit den vollen warmen Herzen Hand in Hand, Seite an Seite dahin zu wandeln, in der milden, schönen Nacht, und schweigend mit Blicken zu sprechen in jener unaussprechlichen Sprache, welche liebende Menschen kennen und so wohl verstehen. Stille! Stille! Laßt uns sie nicht stören, die Glücklichen! Eine Stunde ungetrübten Genusses auf Erden ist heilig.

Laßt uns vielmehr jener einsamen Gestalt folgen, die in so edler Haltung mit einem so anmuthsvollen Gang, obwohl langsam und gleichsam gedankenvoll dahinschreitet. Sie entfernt sich von den Glücklichen, sie trennt sich auch von den Lachenden und Schwatzenden in der Gesellschaft und sucht die einsamen, dunkeln Stellen, die Tannenregion im Parke auf, wo alles schweigsamer und düsterer ist.

Es ist Gerda. Sie denkt an Sigurd. Sie ist allein und fühlt es diesen Abend um so mehr, weil alle glücklich erscheinen. Isvar denkt blos an seine junge Gattin, Niemand bedarf hier Gerdas. Und derjenige, der ihrer bedarf, ist nicht hier. Sigurd und sie haben sich getrennt, aber nicht als Freunde. Es war zwischen ihnen etwas vorgefallen, was bei ihrem Verhältnisse zu erwarten stand. Das in Sigurds Herzen nie erloschene, düstere Feuer für sie war wieder hervorgekommen, und sie hatte ihn zurückgewiesen und dadurch beleidigt. Stolz, aber ohne Härte, zog er sich in sein Inneres zurück. Aber sie war hart und floh. Dies war vor ein paar Tagen geschehen und seitdem hatte sie ihn nicht mehr gesehen; aber jetzt thut es ihr weh. Sie bereut ihre Härte, sie grämt sich über ihn, und lieber, tausendmal lieber, als daß sie hier unter diesen Freudenfeuern, bei diesen Festlichkeiten bliebe, möchte sie jetzt bei dem einsamen düsteren Manne sein, der im Dunkeln sitzt, möchte sein Zimmer erhellen, seine Seele beruhigen und erheitern, aber sie ist jetzt fern von ihm; er ist vielleicht noch ferner von ihr, denn seine Seele ist entfremdet und verbittert. — Gerda sucht die Schatten, während Sonne und Sterne vom Donnersberg aufsteigen.

Aber Gerda wandelt nicht allein in dem Schatten des Tannenwaldes; eine männliche Gestalt ist ein paar mal um sie hergegangen, hat wieder umgekehrt und ist auf sie zugeschritten, als wünsche er sie zu erkennen. Aber Gerda war ihm ausgewichen und am Ende fürchtete sie gar diesen unbekannten, tief in seinen Mantel gehüllten Mann in den verödeten Gängen und beschloß daher umzukehren und die Gesellschaft aufzusuchen.

Sie kehrte um, aber siehe, da stand der Unbekannte auf's Neue vor ihr. Gerda blieb stehen. In diesem Augenblick erhob sich vom Donnersberge ein großes blauweißes bengalisches Feuer, welches auch diese schattige Gegend mit klarem Schein übergoß. Und in diesem Schein erkannten Gerda und Sigurd einander wieder. Sie

standen beide in dem bläulichen Glanze so blaß da, daß sie wie Gespenster aussahen. Schmerzlich erfreut erkannten sie sich. Sie erschienen einander beinahe wie auferstandene Todte im Schattenreiche.

Gerda sprach zuerst. Der Springbrunnen des weiblichen Herzens wallte über.

„O, Sigurd! bist Du's?" fragte sie und lächelte strahlend, obschon sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Ich suchte Dich!" antwortete er — „ich habe Dich lange gesucht und nun habe ich Dich gefunden."

Aber er sah nicht heiter aus.

„Dank!" sagte sie und reichte ihm die Hand.

Er gab ihr die seinige nicht. Er sah sie still und düster an. Sie schwiegen wieder und betrachteten einander lange in dem weißen flammenden Scheine.

„Du bist blaß, Gerda," sagte er endlich und seine Stimme war kindermild.

„Bin ich's? — Das kommt wohl von dem weißen Feuer her und — ich habe an Dich gedacht . . . aber auch Du bist blaß, Sigurd!"

„Ich bin gekommen — um Dir Lebewohl zu sagen."

„Lebewohl? Du willst . . ."

„Ich will morgen früh wieder in meine Heimath reisen."

„Aber Du bist noch nicht ganz gesund, es könnte Dir schaden, wenn Du Deine Kur so plötzlich unterbrächest."

„Besser als hier bleiben. Besser der Körper leidet, als die Seele. Meine Zukunft ist mir vollkommen gleichgültig; sie wird glücklich genug sein für mich . . ."

„O, Sigurd, sprich nicht so, Sigurd! . . . Warum können wir nicht als Freunde beisammen leben?"

Er antwortete nicht. Sein Blick ruhte dunkel flammend auf ihr. Die glänzenden Feuer auf dem Berge waren erloschen. Aber über dem Walde stieg immer höher die schöne Nachtlampe des Himmels empor und begoß die dunkle Gegend mit ihrem verklärenden Lichte.

Gerda fuhr lebhafter fort:

„Leuchtet nicht Gottes Klarheit außer uns und in uns? Können wir nicht in ihr vereinigt sein und gemeinschaftlich wirken für das, was gut und schön ist auf Gottes Erde? Können wir nicht als Freunde einander die Hand reichen zu einem friedlichen und vertraulichen Zusammenleben, ungestört von selbstischen Gefühlen?... Als Gott das Menschengeschlecht in zwei Hälften, Mann und Weib, schuf, so wollte er, daß dieselben vereint ihr Leben vollbringen sollten, die eine Hälfte soll die Hülfe der andern sein; aber das engere, beschränkende Band ist nicht unbedingt dazu nöthig. Für die Meisten nicht!... Es gibt eine höhere Ehe, als die gewöhnliche, eine geistige. O, Sigurd! Können wir uns nicht zu dieser die Hand reichen, nicht wie Geschwister, wie Freunde, wie Gottes Engel im Himmel, glücklich zusammen leben?... Du antwortest nicht — Sigurd!"

„Was soll ich antworten? — Lebewohl, Gerda!"

„Und Du gehst ... Du willst nicht? ..."

„Ich möchte Dir danken ... aber ich vermag es nicht ... Jetzt nicht ... Bitte, verzeihe mir ... aber es ist mir jetzt nicht möglich ... Gottes besten Segen über Dich, Gerda!"

„O nein! Du darfst nicht so gehen, Sigurd! Du darfst Dich nicht so von mir trennen. Ich vermöchte es nicht zu ertragen."

„Was willst Du denn? Vorgestern stießest Du mich von Dir, Gerda."

„Ach, so stoß Du jetzt mich von Dir, nur sei nicht so betrübt. Stoße mich von Dir, Sigurd! Nur sei nicht so betrübt."

Und sie schmiegte sich an ihn und wiederholte:

„Stoße mich von Dir!"

Und er stieß sie — nicht von sich, er drückte sie fest, innig an seine Brust und weinte. Sie weinten Beide. Alle

bittern Erinnerungen, alles Bittere und Trübe aus der Vergangenheit wurde im Bade der Thränen weggewaschen, ihre Seelen wurden rein und schön.

Heilige Quelle,
Urdas-Quelle,
Reinigungs-Quelle,
Verjüngungs-Quelle!
Laß in uns Allen,
Laß uns Allen
Deine reinen Wasser aufwallen.

Die Feuer auf dem Berge waren erloschen, aber des Himmels mildes Licht floß über die Beiden, welche einander so viel zu verzeihen hatten, welche so sehr der Liebe bedurften.

Sigurd erwachte zuerst aus der tiefen Umarmung und sagte:

„Dank für diese Stunde, es wird mir jetzt weniger bitter werden. Zum letztenmal, Gerda — einen Kuß — o, daß wir uns trennen müssen!"

„Und warum müssen wir das?"

„Weil ich Dich zu sehr liebe," rief Sigurd mit Leidenschaft, „weil ich in Deiner Nähe nicht leben kann und nicht leben will, wenn ich Dich nicht auf irdische und auf himmlische Weise an meine Brust drücken, wenn ich Dich nicht im Sinne der Menschen und der Engel die Meinige nennen darf, weil Du mich fürchtest ... O, wäre das nicht, so könnte ich zu Dir sagen: vergiß das Vergangene ... es gibt ja Gräber für das Geistigtodte und Verwesete. Sie finden sich in den Abgründen der Liebe ... Laß männliche Liebe sühnen, was männlicher Uebermuth verbrach. O, Gerda! O, meine Braut! Werde meine Gattin! Laß mich Dir zeigen, daß das Band, welches Du fürchtest, eine Schwinge höherer Freiheit werden kann. Laß mich, laß mich Dich lieben, wie ich jetzt kann und will, und fürchte nichts ... Das

Schwert, das früher zwischen uns lag, ist jetzt zerbrochen. Du selbst hast ein neues Band angeknüpft und das darf nicht zerrissen werden. Laß uns dasselbe nicht auflösen, sondern vervollkommnen. O, meine Geliebte! Vertraue Dich dem Vervollkommner an, ihm, dessen Hand uns in dieser Stunde zusammenführte, ihm, der in der innigsten Vereinigung ein Mittel zur höchsten Freiheit und zum höchsten Glücke niederlegte. Oder bist Du zu stolz, als daß Du mir das Mittel geben wolltest, zu versöhnen und wieder gut zu machen? O, sei es nicht! . . . Sei edel, Gerda, wie Du immer gewesen. Nimm die Hand, welche todt war, und die Du lebendig machtest, laß mich Dich zu Deinen Brüdern und Schwestern führen und sie bitten, Deinen Gatten in ihren Bund aufzunehmen! . . . Gerda . . . Geliebte! Fürchtest Du mich noch immer?"

Da erhielt der Frost Leben von der Wärme, heißt es in der alten nordischen Schöpfungssage. Auch hier geschah es so.

Gerda war keine kalte Natur, das wissen wir Alle, die wir sie kennen, recht gut, aber Sigurds früheres Benehmen hatte etwas in ihr erkalten und erstarren gemacht, und dieses Etwas thaute auf und gewann neues Leben durch das schöne Feuer, das jetzt sein Wesen durchglühte und sich in das ihrige ergoß. Ob sie jetzt viel an ihr eigenes Glück, an ihre eigene Befriedigung dachte, weiß ich nicht, aber ich glaube es nicht, ich glaube nicht, daß sie in dieser Stunde sich selbst in ihren Gedanken voranstellte; aber sie dachte und fühlte etwas Großes und Göttliches, als sie jetzt Sigurd ihre Hand reichte und offen und zärtlich zu ihm sagte:

„Nein, Sigurd! ich fürchte Dich nicht mehr; es geschehe, wie Du willst."

Und sie ergriff seine Hand, welche todt gewesen und der sie das Leben zurückgegeben hatte, und schloß sie fest in die ihrige.

Und herrlich standen jetzt Mann und Weib da, nicht

mehr blaß, Auge in Auge, Hand in Hand, als innig verschwisterte und vermählte Seelen unter dem Lichte des Himmels.

Und sie gingen zu ihren Brüdern und Schwestern.

Die älteren Mitglieder der Gesellschaft hatten mittlerweile im Hause selbst eine Atmosphäre aufgesucht, die mehr Schutz gegen Schnupfen und Katarrh gewährte, als der romantische Mondschein im Freien. Sie saßen jetzt, General Herkules mitten unter ihnen, da, gähnten einmal ums andere und konnten sich einiger Langeweile nicht erwehren. Es hatte eine gewisse Herabstimmung ihrer Lebensgeister begonnen. Deshalb war es auch eine höchst willkommene und erheiternde Erscheinung, als auf einmal eine phantastisch gekleidete Gestalt in einer blauen kurzen Weiberjacke mit einer gelben Haube und einem Stab in der Hand unter der Thüre erschien und sich erbot, den Herrschaften wahrzusagen. Die Wahrsagerin, die ganz zigeunermäßig aussah und mit ihren großen und schwarzen Augen, die sie umherrollen ließ, für das Urbild der nordischen Wala gelten konnte, wurde mit großem Vergnügen empfangen; man beeilte sich, sie vorzuführen und ihr Platz an einem Tische anzubieten, wo sie ihre Karten legen konnte.

Die Sybille schaute sich mit ihrem dunkeln Augenpaare ernsthaft im Kreise um und ließ sich durch des Generals Herkules Ausrufung: „Hölle und Teufel! Das ist ja mein verdammtes Herchen!" nicht im mindesten beirren. Sie mischte schweigend ihre Karten, blies darauf, indem sie einige mystische Worte sprach, und legte sie dann mit großer Aufmerksamkeit, fortwährend unter tiefem

Stillschweigen der Versammlung. Hierauf ergriff sie das Wort und schildert das Schicksal der neuen Gesellschaft, sowie ihrer Begründer ungefähr wie folgt:

„Die Gesellschaft wird eine Mustergesellschaft werden; sie wird auf alle Weise gedeihen und blühen; sie wird immer mehr Wohnungen und immer mehr Einwohner erhalten. Unter den letzteren bemerken wir auch die jungen Pfefferkorns, welche schon 3 Monate nach der großen Hochzeit liquidirten und sich hier von neuem anbauen wollen, in einem neuen Geist und mit besserem Glück.

Augustins und Hedwigs größte Beschwerde wird darin bestehen, daß sie alle kleinen Mitbürger und Mitbürgerinnen, die in der Gesellschaft geboren werden, aus der Taufe heben müssen, denn ihre Väter und Mütter werden glauben, daß dieselben sonst keine vollkommen gute Mitglieder der Gesellschaft werden können. Sie beide leben übrigens als Patriarchen mitten unter Kindern und Kindeskindern. Sie sind der Richter und die Richterin in Israel, und man sieht sie noch in ihrem hohen Alter die Wohnungen der Arbeiter miteinander besuchen oder auf ihrer Hausbank im Schatten der Birken sitzen, wo das Volk sie begrüßt und um Rath fragt, und je älter sie werden, desto schöner und glänzender werden sie, so daß alle andern Gesichter im Wiederschein der ihrigen erglänzen. Sie werden gedeihen in Alter und Weisheit.

Isvar wird Publicist, er gibt eine große Zeitung heraus, welche die Lehren und neuen Grundsätze der Gesellschaft weit umher verbreitet. Seine Gattin ist seine Mitarbeiterin. Gemeinschaftlich entwickeln und benützen sie, dem Buche der Weisheit gemäß, die wichtige Lehre von einer gemeinschaftlichen Erziehung für alle Gesellschaftsmitglieder bis in ein gewisses Alter, so daß alle Menschen je nach der Maßgabe ihres Pfundes gleiche Aussichten auf Glück und gutes Fortkommen in der Welt haben. Das ist der Communismus, betrieben auf dem Wege des Journalismus. — Die Fabrikmädchen schreiben in das

Feuilleton, welches eine unglaubliche Menge von Lesern und namentlich von Leserinnen erhält.

Gerda bringt die Mitglieder der Gesellschaft in Harmonie und Melodie weit vorwärts; sie erfindet ein neues Instrument, genannt Concordium, darauf spielt sie mit ihrem auserkorenen Gatten, so daß Engel und Menschen sich verwundern.

Bruder und seine cara sponsa bevölkern die Welt. Alle ihre Kinder werden dem Vater und der Mutter, den Onkeln und den Tanten sehr gleich sehen, und die ganze Gesellschaft stimmt dahin überein, daß dieses vortreffliche Geschlecht nicht zahlreich genug werden könne.

Uno wird Geistlicher in der Gesellschaft; er predigt gewaltig mit Lehre und Beispiel und bekehrt viel Heiden. Sein Sohn, unter Anleitung seines Vaters und seiner tugendsamen Tante Göthilda, übernimmt es, nach der Colonie einen Garten zu verpflanzen, der früher im Lande Mesopotamien lag und Paradies genannt wurde; Wölfe und Schafe werden sich dann küssen; Hunde werden mit den Katzen im herzlichsten Freundschaftsbunde leben, und Adams Söhne und Evas Töchter werden nicht das mindeste Gelüste mehr nach der verbotenen Frucht haben.

Der Baumeister ist nahe daran, seine zärtliche Gattin durch einen Dachstuhl todtzuschlagen, welcher über beide herabstürzt und ihm selbst ein Bein zerschmettert. Wenn sie diese Gefahr überstehen, so werden sie viele Jahre leben und sehr glücklich sein.

Göthilda streitet tapfer mit ihrem Schicksal, fällt aber zuletzt als Opfer unter dessen Schlägen und wird tiefbeklagt, schmerzlich vermißt von ihren Freunden, den Kitzlein und Ferkeln in der Gesellschaft. Man errichtet ihr ein Denkmal mit der Inschrift:

„Das Schicksal war stärker als sie."

David nimmt kräftigen Antheil am Kampfe gegen den Goliath und die Philister der Zeit; er gewinnt einen

hohen Rang in der Gesellschaft und lebt lange glücklich und friedlich im Kreise seiner Freunde.

Mina ist glücklicher als die selige Frau Penelope auf der Insel Ithaka. Sie braucht keine Trauer anzulegen um ihre Freier, denn keiner von ihnen tödtet sich selbst oder wird er von irgend einem wahnsinnigen Ulysses umgebracht. Auch in einer andern Beziehung ist sie um ein Bedeutendes glücklicher als die Königin auf Ithaka, denn ihre Vorrathskammer wird niemals leer, so viele Geschenke sie auch aus derselben spende. Als die Schwester der Schwesterlosen genießt sie große Achtung in der Gesellschaft und verbreitet unter ihr die neue Lehre von dem Segen des Reichthums.

Viele Hochzeiten stehen in Aussicht. Von Körben und gebrochenen Herzen ist nichts zu schauen. Bruders sieben Söhne stellen sich zuerst auf Freiersfüße — sie sind allesammt Coburgische Prinzen — was das Glück im Heirathen betrifft. Onkel Urbanus und Meister Dolerin sind kaum im Stande, genug Hochzeitsgedichte zu liefern. Onkel Urbanus verschafft sich in diesem Fach einen gewissen Ruf und man spricht von ihm in Europa wie in Amerika.

Das Inselfräulein Lagertha reist, um ihre theure Jugendheimath Island zu besuchen. Der Hekla und der Krabbla freuen sich darüber dermaßen, daß sie einen vollständigen Ausbruch veranstalten und eine Menge Feuer und Asche von sich werfen, was unser Fräulein so erschreckt, daß sie schnell davonfährt und niemehr zurückkehrt, sondern sich in der neuen Colonie niederläßt und dieselbe durch ein Götterbild um das andere verschönt. Der Hekla und der Krabbla bersten vor Wuth über den Verlust und rühren sich nicht mehr vor dem jüngsten Tag.

Die jungen Vaterlandsvertheidiger Nro. 31 und 32 marschiren aus . . .

Aber hier unterbrach Bruder den Redefluß der Sybille, indem er ihr zuflüsterte: „der Onkel Herkules, —

Göthilda! — Du hast ja seinen Platz in der Gesellschaft ganz vergessen."

„Ja, das ist wahr," antwortete Göthilda erröthend, aber — „ich will das Beste bis zuletzt aufsparen."

„Mach' Dir keine Mühe, mein liebes Mädchen," sagte der General, der ein ausgezeichnet feines Gehör besaß und jetzt in der Nähe stand, „ich werde schon selbst für mich sorgen. Baut und wohnt Ihr, wo Ihr wollt in Eurer neuen Colonie; ich halte mich an das alte Schweden und werde dort meinen Platz wählen." Dies sagte der General in gutmüthiger Heiterkeit, indem er das große, Dalberg'sche Werk aufschlug, das auf dem Tische lag, neben welchem Göthilda ihre Karten hatte.

Das Blatt, welches er aufschlug, zeigte das Innere eines mit Fahnen und Helmen geschmückten Grabchors.

Des Generals Gesicht nahm hiebei einen ernsten Ausdruck an, und Alle waren ein wenig verblüfft, als sie das aufgeschlagene Blatt sahen. Göthilda erblaßte und Thränen quollen in ihre Augen.

Der General schwieg eine Weile, betrachtete das Blatt und sein ernster Ausdruck verklärte sich zu einem stillen Lächeln. „Nun ja, warum denn nicht? Dieser Platz ist so gut wie jeder andere, ja noch besser, wenn man einmal in ein gewisses Alter gekommen ist ... Nein! nicht so, meine liebe Göthilda, mein kleiner Geselle," fuhr er mit Innigkeit fort, indem er seine Hand über Göthildas Augen legte, die feucht und warm wie thauige Sommernächte auf ihn gerichtet waren. „Nein, mein Kind, man soll die Alten, welche sterben, nicht beweinen, sondern nur diejenigen Alten, die sich selbst überleben. Und den Tod fürchte ich nicht. Nur vor einem langsamen Sterben, einem langen Krankenlager mit Wärterinnen und Doctoren möge mich der liebe Gott bewahren! . . . Nein, wie der große König Karl, so zu sterben ist gut und schön. Er hatte einen schönen Tod, er starb, wie er gelebt hatte, das Gesicht gegen den Feind gerichtet, vor sich Kanonen, Wälle

und Thürme, bereit zum Angriff, wachsam, rüstig und munter mitten in der kalten Winternacht, die Brust der Gefahr entgegenhaltend, den Kopf hochtragend; so kam die Kugel; — da senkt er das Haupt. So starb König Karl. So starb auch der andere große König, unser Gustav Adolph; so sollte jeder brave Soldat sterben dürfen. Man spricht von Vorbereitungszeit! . . . aber Niemand bereitet sich recht zum Tode vor, wenn er es nicht alle Tage in seinem Leben thut. Das soll jeder Mensch thun. Ja, liebe Kinder, wenn ich es verdiente, so möchte ich unsern Herr Gott um einen schleunigen Tod bitten; nur kein langes Krankenlager, wo man sich selbst und Anderen zur Plage ist, sondern er mag nur eins, zwei, drei commandiren, und dann werde ich folgen."

„Liebe Geschwister," sagte Göthilda, indem sie sich mit verhaltenem Weinen in den Kreis derselben zurückzog, „am Sonntag über acht Tage ist des Onkels Geburtstag. Wir müssen dann ein Fest für ihn allein haben. Wir müssen ihm eine recht große Freude machen und auf lustige Schwänke denken, ich habe meine Ideen, die wollen wir weiter besprechen; dieses garstige Sibyllencostüm macht mich ganz confus." Und sie warf es mit Heftigkeit von sich.

„Das gibt ja ein wahres Meer von Festen!" sagte Bruder, „zuerst das heutige, welches man das Mutterfest nennen könnte; dann das Willkommbier, womit unsere lieben Geschwister nach altem Brauche uns bewirthen müssen und das wir ihnen nicht nachlassen werden. Endlich des Onkels Geburtstag, und dann wieder das chinesische Mittagessen, Göthildas Fest. Nun, wenn wir das Alles glücklich überleben, so können wir wohl auf ein langes Leben hoffen." Hier wurde Bruder von der kräftigen Stimme des Generals unterbrochen, welcher in munterem Tone, so daß die ganze Gesellschaft ihn hören konnte, rief: „Aber ich habe noch etwas zu bestellen, bevor ich hier meinen Conto auf der Welt abschließe, und zwar ist dies eine ver-

dammt ernsthafte Sache. Göthilda!" Und hier fielen seine starken, scharfen Blicke wie Adler auf Göthilda herab, die trotz ihrer bekannten Geistesgegenwart und Entschlossenheit sich von einer Macht ergriffen fühlte, gegen welche sie sich in diesem Augenblicke nicht aufzulehnen vermochte. Sie ahnte eine kommende Gefahr, sie erblaßte und ihre Knie wankten unter dem Eindrucke des Schicksals, das sie über sich ergehen lassen sollte.

Der General fuhr fort, sie mit seinen Blicken zu fixiren, während ein feines, beinahe unmerkliches Lächeln um seine festen umschlossenen Lippen schwebte. Sie schienen ihr sagen zu wollen:

„Ja, ja, jetzt halte ich Dich fest. Jetzt wollen wir abrechnen, jetzt soll Dir Dein Recht widerfahren."

Nachdem er lange genug pausirt hatte, um die Blicke Aller in gespannter Erwartung auf sich und Göthilda zu lenken, fuhr er fort:

„Göthilda! Du hast mir — es wird Dir wohl noch erinnerlich sein — das Recht eingeräumt, Dich zu geben, wem ich will . . . In diesem Augenblick mache ich von meinem Rechte Gebrauch und gebe Dich, meine Nichte Göthilda Dalberg (er holte tief Athem) meinem Neffen Jarl Herkules, welcher Dich zur Frau begehrt hat und den ich hiemit als meinen Erben erkläre. Göthilda, gib mir Deine Hand; nur ohne alle Umstände! Dieser junge Mann will Dich haben und ich will Dich diesem jungen Manne geben. Habe ich ein Recht dazu oder nicht?"

„Ja, Onkel, Du hast das Recht," rief Göthilda endlich entschlossen, indem sie vortrat und dem General ihre Hand reichte, „aber ich besitze auch ein Recht über mein Leben, und dieses Leben nehme ich mir, wenn ich nach Rußland ziehen und mich von Dir, Onkel, so wie von Allem, was ich lieb habe, trennen muß. Ich würde dort jedenfalls bald sterben, und mir ist es gleich, ob dies früher oder später geschieht. Du kannst also thun, Onkel, was Du vor Deinem Gewissen zu verantworten vermagst."

„Mein Teufelsmädchen!“ erwiederte der General, indem er Göthilda in die Höhe hob und küßte; mein Zaubermäuschen, meine kleine Canaille, mein Göthaprinzeßchen, mein Aeffchen. Du bist und bleibst bei mir im Leben wie im Tode, Du Satanskind! Konntest Du glauben, daß ich Dich nach Sibirien schicken wollte? Nein, hol' mich der Teufel! Und der gnädige Herr dort würde Dich, Gott straf mich, wenn er auch zehnmal mein Neffe wäre, nicht bekommen haben, wenn er nicht mit Leib und Seele ein Schwede wäre. Er wird jetzt schwedischer Bürger und mein eigener Sohn, wie Du mein eigenes Mädchen bist. Nun — was hast Du jetzt zu sagen? Hast Du vielleicht etwas einzuwenden gegen diesen jungen Mann, der Dich liebt, der Dich haben will und den Du auch liebst, wie ich weiß? Ja wohl, das thust Du, ich habe es Dir angesehen. Und wenn Du es noch nicht thust, so wirst Du es bald thun. Verlaß Dich auf mich. Ich kenne den Jungen. Er ist brav, und schweigen kann er wie ein rechter Kerl. Das gefällt mir. Auf mein Zureden hat er die Gedanken seines Herzens so lange gegen Dich verschwiegen. Nun, . . . hast Du etwas gegen ihn einzuwenden? Sprich es aus! Heraus damit!“

„Nein! . . . nicht gerade . . . . aber . . .“ stammelte Göthilda noch immer etwas befangen.

„Larifari! Sprich schwedisch! Ja oder Nein!“ unterbrach sie der General.

„Alles oder Nichts, Göthilda!“ sagte Jarl Herkules und sah sie mit einer so herzlichen und zugleich so lustigen Miene an, daß das Mädchen nicht zu widerstehen vermochte.

„Nun, wohl denn, Alles! Es geschehe, wie der Onkel will!“

Und sie reichte Jarl ihre Hand: aber wir haben sie stark im Verdacht, daß ihr Herz trotz des russischen Kaisers und ihres bekannten Hasses in dieser Richtung der

Hand halbwegs vorangesprungen sei. Und in des Generals Herkules riesiger Hand vereinigte sich jetzt die Hand des Mädchens mit der Hand des Junkers Jarl, welcher sie nunmehr mit herkulischer Kraft ergriff und festhielt.

Der General sah sich in der Gesellschaft um und rief im Tone heiterer Herausforderung:

„Hat Jemand Etwas einzuwenden gegen die Verlobung meiner Nichte Göthilda mit meinem Neffen Jarl Herkules?“

„Sein Vater dürfte wenigstens ein Wort mitzusprechen haben,“ sprach jetzt eine fremdklingende Stimme, die keine größere Verwunderung hätte erregen können, wenn sie vom Himmel herabgekommen wäre. Und in das Zimmer trat ein Greis von schönem Aussehen, von gerader, etwas steifer Haltung, frischer Farbe und mildem, ernstem Gesichtsausdruck. Er war civil gekleidet, aber auf seinem schwarzen Frack glänzte eine goldene Tapferkeitsmedaille, dieselbe, die auch General Herkules trug.

Hinter ihm kam, blieb aber unter der Thüre stehen, ein Fünfziger, gleichfalls civil gekleidet, ein Mann von behaglichem, fettem, rundem und sehr jovialem Gesichte.

Der ältere von den Beiden, welcher der Gebieter des Andern zu sein schien, trat, von Augustin begleitet, mit langsamen Schritten in's Zimmer vor und richtete seine Blicke unverwandt auf den General Herkules, der beinahe mitten im Zimmer stand, und vermöge seiner kräftigen Gestalt, — zumal wegen der prächtigen Uniform, stark in die Augen fiel. Der General hatte sich beim Klange der fremden Stimme hastig aufgerichtet und starrte ihn, während er näher trat, unverwandten Blickes an. Einige Schritte vor dem General blieb der Fremde stehen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit einer vor tiefer Rührung bebenden Stimme also zu ihm:

„Kennst Du mich nicht mehr, Bruder Wollmar?“

Der General erblaßte fürchterlich und fixirte den Andern mit unverwandten Blicken. Seine Augen schienen aus

ihren Höhlen bringen zu wollen. Er sah ganz verwirrt aus und eine unheimliche Spannung entstand unter den Anwesenden. Endlich erhob der General seine Hand und drückte sie an seine Stirne, dann streckte er sie aus und griff nach der Brust seines Bruders. Man sah, daß er zitterte.

„Da war es!“ sagte er vor sich hin, und indem seine Hand das Hemd des Bruders auseinanderzog, zeigte sich auf der entblösten Brust desselben eine große, tiefe Narbe.

„Sie ist zu geheilt, Wollmar,“ sagte der mit der Narbe in sanftem Tone; „kennst Du mich jetzt?“

„Ja,“ antwortete der General Herkules, und nun überwältigte ihn die seit 30 Jahren zurückgehaltene Bruderliebe.

„Alter Junge . . . Bruder . . . bist Du's?“ rief er, indem er den Ankömmling in seine Arme schloß und weinend küßte. — „Alter Junge! Bruder! Gott verzeih Dir und mir!“

Es war in der That rührend die beiden Brüder so zu sehen.

„Und Du kommst selbst!“ rief der General, „habe Dank! Bruder! habe Dank!“

„Ich mußte doch der Hochzeit meines Sohnes anwohnen,“ antwortete der Bruder, — „es war mir nicht genug, meine Einwilligung und Glückswünsche zu schicken. Auch mußte ich Dich noch einmal sehen, Wollmar, mußte sehen, ob Du es noch über Dich gewinnen könntest, mir böse zu sein.“

„Zum Henker! das ist wahr!“ rief der General heftig, „das hätte ich beinahe vergessen. Und nun — der Teufel weiß, wohin der Dorn gekommen ist, welchen ich gegen Dich in der Brust hatte. Ich spüre ihn nicht mehr. Aber zum Henker, warum erinnerst Du mich daran? Jetzt fällt mir Alles wieder ein. Wie könntest Du das thun . . . wie konntest Du so handeln? So . . .“

„Ich habe nach meinem Gewissen und meiner Ueber-

zeugung gehandelt, Wollmar," unterbrach ihn der Andere ruhig und fest, aber," fügte er mit betrübtem Ausdrucke hinzu, „daß Du das nicht glauben wolltest, daß Du mein Feind geworden bist, das hat mir unbeschreiblich weh gethan, und daß Du bei dieser Denkungsweise den Briefen, die ich schrieb, gar keine Beachtung schenktest, das war sehr unrecht von Dir, Wollmar."

„Hol' mich der Teufel, wenn ich nicht selbst anfange, das zu glauben!" rief der General unruhig.

„Ja es war unrecht von Dir," fuhr der Bruder fort. „Seit ich aufhörte, die Waffen für Schweden zu tragen, habe ich gar keine Waffen mehr getragen. Ich habe als friedlicher Bürger auf meinem väterlichen Gute gelebt, habe den Boden Finnlands veredelt und den Saamen der Veredlung in finnische Herzen ausgestreut. Ich bin Gott und meinem Vaterlande treu gewesen, ich habe Frieden mit meinem Gewissen."

„Friede also, mein Bruder! Ewiger Frieden zwischen uns!" rief der General mit kräftiger Stimme, indem er des Bruders Hand schüttelte.

„Und wenn ich nicht Alles mit gleichen Augen betrachten kann, wie Du," fuhr er fort, „wenn ich Deine Ueberzeugung nicht in allen Stücken theilen kann, so will ich sie doch ehren. Ich weiß, daß sie aus einem redlichen Herzen kommt. Die Menschen sehen nur einen Theil. Gott sieht Alles, er mag urtheilen! Basta! . . . Aber Deinen Sohn . . . den darf ich doch behalten . . . darüber sind wir einig . . . Du hast noch fünf oder sechs, nicht wahr? Jarl wird also mein Sohn und mein Erbe. Er ist ein guter Junge und ein braver Kerl, und schweigen kann er, als hätte er ein Schloß vor dem Mund. Er hat dem Mädchen hier die Gedanken seines Herzens und mir Deine Ankunft verschwiegen, wie eine Mauer. Hör' einmal, Du Teufelskerl, das war doch beinahe zu viel! . . . Und da steht seine Braut! Göthilda, meine eigene Tochter, ein liebes Mädchen, das darfst Du wohl

glauben, es steckt etwas Tüchtiges in ihr. Ich gebe Dir Erlaubniß, sie zu küssen, mein Bruder!"

Der Kuß ging vor sich.

Und nun kam noch ein junger Junker Herkules nnd ein junges Fräulein Herkules und noch ein kleines Fräulein Herkules zum Vorschein, welche den Vater hatten begleiten dürfen, um das liebe Schweden zu sehen und der Hochzeit des Bruders Jarl anzuwohnen. Sie wurden der Familie vorgestellt. General Herkules umarmte und küßte sie Alle zusammen und nahm das jüngste Kind auf seinen Arm.

Es war ein allerliebstes Mädchen von sieben Jahren, das Herzblättchen des Vaters. Unbefangen und heiter blickte sie mit ihren klaren dunkelblauen Augen den greisen Krieger an. Als sie seine Orden bemerkte, ergriff sie mit der einen Hand seine Tapferkeits-Medaille und rief, indem sie mit der andern auf ihren Vater zeigte:

„Papa hat einen Bruder dazu."

„Da hast Du Recht, mein Kind," rief der General, küßte das Mädchen so, daß es den Mund ein wenig verzog, setzte sie dann auf einen Stuhl und fuhr, indem er seinen Arm um des Bruders Schulter schlang, also fort:

„Weißt Du noch, Bruder, bei welcher Gelegenheit wir diese Medaille bekamen? Erinnerst Du Dich noch des Tages am Kymmene-Fluß im Jahr 1789?"

„So lange ich lebe, werde ich diesen Tag nicht vergessen. Wir waren müde vom Tag- und Nachtmarsch. Der Feind stand mit seinen Kanonen auf der Höhe, wir unten auf der Ebene zwischen Sümpfen. Da ritt der König vor die Front und fragte, ob wir uns an diesem Abend noch schlagen wollten. Wir Alle antworteten ja und wir schlugen uns. Es ging heiß zu, verdammt heiß, aber nach einigen Stunden befanden wir uns auf den Höhen und der Feind floh über die Ebene. Wir Beide waren schwer verwundet, aber wir hatten eine Fahne erobert. Erinnerst Du Dich noch, Bruder, wie wir bei dieser blu-

tigen Fahne standen, selbst blutend, aber hochvergnügt in unsern Herzen? Erinnerst Du Dich noch, wie König Gustav auf uns zuritt und vor dem ganzen Heere uns anredete? Wir bekamen damals diese Medaille und unsere Lieutenants-Epauletten. Du denkst noch an diesen Abend, Arthur . . . wie der westliche Himmel in Flammen stand und unsere Herzen gleichfalls flammten, als das Te Deum auf dem Wahlplatze gesungen wurde! . . . Spürten wir da unsere Wunden? Wir waren noch jung!"

Und der General blickte seinen Bruder mit leuchtenden, thränenvollen Augen an. Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Ja es war damals! . . . Es war ein schöner Tag, das erste Siegesfest! So wie damals war mir nie mehr zu Muthe, außer lange nachher an einem andern, noch größeren Tage!"

Der General pausirte wieder eine Weile, während die glänzenden Kriegeserinnerungen vor seinem Geiste auftauchten; seine Augen strahlten. Und alle Augen waren auf ihn gerichtet, Alle leuchteten erwartungsvoll, es war so still im Zimmer, daß man eine Fliege hätte summen hören. Aber es summte keine Fliege. General Herkules fuhr fort:

„Es war in der großen Völkerschlacht. Es war bei Leipzig. Es war an dem Tag, da Napoleon von den Nationen geschlagen wurde, welche sich gegen ihn, der sie vernichten gewollt, erhoben hatten. Damals machten Schweden und Russen gemeinschaftliche Sache, „„Einer für Alle und Alle für Einen,"" war unser Aller Loosung. Und Kronprinz Karl Johann kommandirte die Schweden. Das war ein Commando, das sich hören ließ. Ich wollte, Ihr hättet ihn gesehen, meine Freunde, wie er auf seinem schneeweißen Schimmel an der Linie hingalopirte und uns mit Blicken ansah, die allein im Stande gewesen wären, ein Feuer in unserer Brust anzuzünden, wenn es daran gefehlt hätte. Aber es fehlte

nicht daran. Es brannte himmelhoch, es galt ja der Völkerfreiheit auf Erden. Für sie stritten wir. Himmel und Hölle! Welch ein Tag war es, als wir Leipzig stürmten! Schon seit drei Tagen hatte die Schlacht geschwankt, und nun sollte sie entschieden werden. Eine halbe Million Menschen stand schlagfertig da, kommandirt von den mächtigsten Regenten der Welt, kommandirt von den größten Generalen. Es war der 19. October. Vom frühen Morgen an donnerten die Kanonen und dann begann der Sturm mit dem Bajonette gegen die Stadt. Es wurde Mittag, bis wir hinein kamen. Da floh Napoleon und sprengte die Elsterbrücke mit einem Knall, daß die Erde erbebte. Wir Schweden waren unter den Ersten, welche in die Stadt stürmten. Viele von unsern Leuten fielen. Viele bedeckten sich mit Blut für die Sache der Freiheit, aber wir drangen mit einem Hurrahgeschrei vor und viele von den besten Leuten des Feindes geriethen in unsere Hände. Das waren ein Paar heiße Stunden, da wußte man erst, daß man lebte. Von allen Seiten hörte man Sturmmarsch und Jägerhörner. Ueberall schlugen oder verfolgten wir den Feind. Um 2 Uhr war kein Franzose mehr in der Stadt; friedlich zogen jetzt die Kaiser Franz und Alexander, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden als Sieger in derselben ein. Kinder! ich hatte ihn gesehen als er bei Großbeeren auf einer Schütte Stroh saß, ruhig und sicher wie ein Gott, indem er seine Befehle austheilte und Eilboten aussandte — damals sah ich, was ein großer Feldherr besagen will. Ich war manchmal im Getümmel der Schlacht in seiner Nähe gewesen und hatte seinen Muth und seine Geistesgegenwart bewundern gelernt. Auch jetzt zur Stunde des Sieges war ich ihm nahe, und ich sah ihn ruhig, milde, großsinnig, edelmüthig gegen die Ueberwundenen und . . . ich liebte ihn! Wir standen auf dem Platz, wo früher Gustav Adolph für die Sache des Volkes gekämpft hatte und als Befreier begrüßt worden war. Und so wurden

auch wir jetzt begrüßt. Beinahe 100,000 Todte und Verwundete bedeckten den Schauplatz. Aber Jubelruf, Segenswünsche und Freudenthränen begrüßten uns. Aus allen Fenstern winkte man und ließ weiße Tücher wehen. Ein donnerndes Vivat erfüllte die Luft. Ja damals lohnte es sich der Mühe zu leben. Die Sache der Gerechtigkeit, der Freiheit, des Volkes hatte gesiegt. Und wir hatten für sie gesiegt. Die Welt sollte regenerirt werden. Ein frischer Lebensstrom ging durch unsere Brust. Hol' mich der Teufel, ob es nicht so war, wenn schon Tausende von Todten um uns her lagen und der Tod selbst uns noch immer angrinzte. Aber es ist etwas Schönes, solche Stunden zu erleben, bei solchen Ereignissen zugegen gewesen zu sein! Man hat da etwas Großes erlebt. Man hat auch gesehen, was menschliche Größe überhaupt ist. Man versteht, man weiß jetzt, daß die Menschen blos Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind. Man hat die Macht der Großen gesehen, und man hat ihren Fall gesehen. Ja, Kinder, auch wir alle werden fallen, werden zu Staub zerfallen, aber . . . Gott der Allmächtige lebt."

Ueberwältigt von seinen Gefühlen brach der General schnell ab, fuhr mit der Hand über seine Augen und wischte sich die Thränen weg. Sie glänzten in der Luft wie Diamanten. Er erröthete über seine eigene Rührung, stampfte auf den Boden und rief:

„Nein, das taugt Nichts. Wir haben heute an etwas Anderes zu denken. Ein Hurrah auf das Vaterland, den König und uns selbst! Geigen und Posaunen und dazu eine tüchtige Polska! Und nun, Kinder, jetzt laßt den Rappen laufen, als wäre der Teufel da!"

So ging es denn auch. Alles setzte sich in Bewegung. Da tanzte General Herkules mit dem jungern Fräulein Herkules. Da tanzte Ifvar mit seiner jungen Gattin. Da tanzte Bruder mit seiner Neuvermählten, so daß seine Haare flogen. Alles, was Füße hatte, bewegte

sich zum Tanze; im Nebenzimmer sah man den Corporal Stolz mit dem Corporal Glatt, seinem wiedergefundenen Kameraden, sich im Kreise drehen, während Maja in ihres Herzens Lust mit Hanna tanzte und Louise mit den Tischen und Stühlen umherhüpfte.

So tanzte man bis zur Mitternacht. Und so wurde das Fest zu Ende getanzt auf die fröhlichste und befriedigendste Weise von der Welt. Wer etwas Anderes behaupten wollte, — den wollte ich sehen.

Mit Verbeugungen, Knixen, lächelnden Mienen, Händedrücken, Küssen, Danksagungen und Glückswünschen nahmen die Gäste Abschied. Arm in Arm, fröhlich und innig, marschirte Stolz mit Glatt nach seiner neuen Wohnung. General Herkules hatte seinen Bruder mit sich genommen und ihm ein Bett neben dem seinigen aufschlagen lassen. Beide Brüder sollten jetzt wie in den frühlingsgrünen Tagen der Jugend in demselben Zimmer liegen, sie sollten von Einst und Jetzt sprechen, sollten mit ihren geöffneten und versöhnten Herzen von Neuem jung werden. Aber schlafen, das sollten sie die ganze Nacht hindurch nicht.

Mittlerweile war Alles still und schweigsam geworden auf dem kleinen Björkö, und Augustin und Hedwig befanden sich allein miteinander in dem festlichen Saale.

„Endlich treffen wir uns!“ rief Augustin, indem er zu Hedwig eilte, nachdem er die letzten Gäste bis an die Thüre begleitet hatte, „jetzt wird man sich doch ein Stündchen allein haben können.“

„Aber bist Du nicht sehr müde, Augustin?“ fragte sie unruhig, indem sie seine Hand ergriff.

„Ich müde?“ versetzte Augustin mit seinem engelgleichen Lächeln; „im Gegentheil, mir ist vielmehr, als sollte ich Dir Eines vortanzen. Ich fühle mich so leicht, so froh und ich . . . habe Dich so unaussprechlich lieb. Wir wollen uns jetzt miteinander recht erfreuen. Der heutige Tag ist in mannigfacher Beziehung reich gewesen und nach allen Richtungen hin ist Alles gut gegangen. Welche fröh-

liche Hoffnungen winken uns nicht für unsere Pläne und Unternehmungen! Für wie manche gute Vollbringung, für wie manchen guten Anfang ist nicht heute der Grund gelegt worden! Um vollkommen glücklich zu sein, fehlt mir nur noch Eines."

Und Augustins Blick ruhte liebevoll forschend auf Hedwig.

„Und das wäre?" fragte sie, indem sie ihn gleichfalls anblickte.

„Die Gewißheit, daß auch Du Dich vollkommen glücklich und vergnügt fühlest. Ich habe Dich oft darum fragen wollen, aber ich habe immer gezaudert, gefürchtet... Doch jetzt, Hedwig, muß ich es wissen. Sage mir, Hedwig, kannst Du ohne allen Schmerz, ohne alle Sehnsucht den Geliebten Deiner Jugend, diesen Ludovico an der Seite einer Andern sehen?"

„Ist es weiter nichts? O dann kannst Du glücklich sein, mein Augustin," antwortete Hedwig lächelnd. „Ja, Augustin, ich darf mit Wahrheit sagen, daß mir bei seinem Anblick nicht der leiseste Wunsch aufsteigt, es möchte anders sein. Im Gegentheil. Ich bin fröhlich und dankbar dafür, daß es so ist, wie es ist, daß Ludovico sich an der Seite einer liebenswürdigen Gattin glücklich fühlt, und daß ich frei bin von allen Versuchungen und Qualen, welche entstanden sein würden, wenn er unverheirathet und mit seinen früheren Gefühlen für mich zurückgekehrt wäre. Siehst Du, Augustin, der Gedanke an Dich, die Freude über Dich hat alle audern Gefühle außer denjenigen, die ich mit Dir für Ludovico, sowie für unsern kleinen und nnsern großen Geschwisterkreis hege, gänzlich verschlungen. Ich wünsche mir nichts Höheres als ein Leben an Deiner Seite, so wie wir es bisher führten."

„Nun, Gott sei Lob und Dank!" rief Augustin und drückte in der Fülle seines Herzens die Schwester an seine Brust. Da treffen unsere Wünsche auf die allerglücklichste Art von der Welt zusammen. Wie erfreulich ist es, meine

holde Hedwig, daß Du mich so lieben kannst! Ich könnte mich deßhalb selbst lieben. Hedwig, auch unter uns ist eine Vollendung vor sich gegangen. Siehst Du das Sternbild dort über uns? Es ist das Haus der Geschwister, es sind die Zwillinge, die einander in den Armen ruhend still die Luft durchsegeln mit ihren schönen Doppelsternen; die Sage erzählt, das eine der Geschwister habe mit dem andern seinen unsterblichen Geist getheilt, und deßhalb seien beide von den Göttern in ihre Mitte aufgenommen worden. Es ist unser Sternbild Hedwig. Ich erinnere mich, eines Abends — schon vor langer Zeit — da sahen wir es gleichfalls über uns, aber damals waren wir betrübt, ungewiß über uns selbst, sowie über unsere Zukunft und jetzt . . . jetzt sind wir, dächte ich, so gewiß und so klar wie die Himmelskinder dort oben, auch ebenso innig verbunden."

Hedwig hatte stille ihren Kopf an des Bruders Schulter gelegt, so lange er sprach, und er hatte seinen Arm um sie geschlungen. Sie sagte kein Wort, aber auf ihrer reinen Stirne, in ihrem klaren Blicke lag himmlischer Friede. Vom Fenster aus, wo sie standen, hatte man eine freie Aussicht über die Anhöhen, auf welchen die Hütten der Arbeiter sich erhoben. Das Licht des Vollmonds ergoß sich über dieselben. Die Hügel erglänzten. Die Luft war mild wie in einer Sommernacht, und die Heimchen zirpten in dem bethauten Grase.

Augustins Blick ruhte auf den emporsteigenden Wohnungen. Er schloß sich inniger an die geliebte Schwester an und sagte: „Für Alle, Hedwig; wolltest Du es nicht so? O wie schön, wenn des Lebens schönstes Glück Alle besitzen können! Freiheit, Sicherheit, einen angenehmen Wirkungskreis, Frieden im Herzen, Frieden im Hause und dabei einen Freund im Himmel, den größten, den besten! Und einen Freund neben sich auf Erden, einen Freund wie Du!"

Der Geburtstag.

Ein neues Fest stand wieder in voller Blüthe auf dem kleinen Björkö. Es war der Geburtstag von Onkel Herkules. An diesem Tage sollte er nach Göthildas Ideen mit eitel Ueberraschung und lustigen Schwänken traktirt werden. An diesem Tag sollten Göthilda und Jarl in der Kirche aufgeboten werden. Schon am frühen Morgen erglänzte das ganze Haus von Blumen und Kränzen, und heller als gewöhnlich erklangen die hellen Kirchenglocken durch die frostklare Luft.

Im Gartensaale war der Boden mit duftendem Wachholderreis bestreut, und bereits stand der Frühstückstisch gedeckt; die ausgesuchtesten Arten von Kaffeebrod lockten zum Genuß.

Und schon am frühen Morgen schlichen sich Göthilda und die kleine Karin, einen frischen mit Immortellen durchflochtenen Lorbeerkranz in den Händen, vor die Thüre des Greises. Göthilda hatte den Zeitpunkt abgewartet, wo der General, nachdem er ein paar Stündchen gelesen oder gearbeitet, in seinem hohen Lehnstuhl sitzend ein Schläfchen zu machen pflegte. Sie öffnete leise die Thüre ein wenig und — richtig da saß der General an seinem Arbeitstische, in den alten gothischen Stuhl zurückgelehnt und schlummerte sanft, den Kopf auf die Brust herabgesenkt. Auf dem Tische vor ihm lag seine Bibel Karls XII. aufgeschlagen; neben ihm befand sich der Thorshammer, und seine Hand ruhte auf dem Stiele desselben.

Isvars junge Frau und Göthilda schlichen auf den Zehen hinan, setzten äußerst behutsam den Kranz auf das Haupt des Greises und zogen sich so leise als möglich zurück, hocherfreut, daß die Sache so gut gelungen und der alte Onkel nicht erwacht war.

Sodann vereinigten sie sich mit ihren Geschwistern und Freunden, die sich inzwischen in einem Nebenzimmer

versammelt hatten. Augustin hielt ein großes, reich mit Silber beschlagenes Trinkhorn in den Händen, ein Ehrengeschenk der Geschwister für den Onkel Herkules, und Alle stimmten jetzt sein fröhliches Lieblingslied an:

Aus den Hörnern einst tranken die Schweden!

Bei den frischen geliebten Klängen sollte der alte Graf erwachen und sich freuen, so war es beabsichtigt; aber — er erwachte nicht.

Schön war der Kopf des Greises mit dem grünen Lorbeerkranze über dem silberweißen Haare anzuschauen; die Morgensonne goß ihr Gold darüber hin. Die Immortellen glänzten wie Sterne.

Das Lied war zu Ende gesungen. Es ist doch merkwürdig, daß er nicht erwacht. Wollen wir das Lied noch einmal singen? fragten die Geschwister.

„Der Kaffee wird kalt," sagte Hedwig etwas bekümmert.

„Gehe hin und küsse ihn, Göthilda!" sagte Augustin, „er wird es nicht übel nehmen, auf diese Art geweckt zu werden, das verspreche ich Dir."

Göthilda trat vor und drückte ihre Korallenlippen auf die Stirne des Kreises, aber es überlief sie ein Schauer, die Stirne war so auffallend kalt. Bei der Bewegung, welche Göthilda machte, sank die rechte Hand des Generals vom Tische herab, und zu gleicher Zeit fiel der Hammer mit einem schweren Getöse auf den Boden. Das Haupt des Greisen sank seitwärts, so daß es an Göthildas Brust ruhte.

Göthilda blickte forschend den Schlafenden an. Sie begann dabei heftig zu zittern, und große, schwere Thränen fielen aus ihren Augen auf seinen Scheitel.

Die Andern traten herein.

„Todt? Todt? Todt?" flüsterte es unheimlich und ängstlich im Geschwisterkreise.

Es war wirklich so, Onkel Herkules sollte auf Erden nicht mehr erwachen.

„Wir Alle werden verwandelt werden," sagte Augustin, indem er die Hand des Entschlafenen ergriff.

Und all' die Kinder, die er so innig geliebt und gepflegt hatte, traten jetzt vor und küßten ihn herzlich unter Thränen.

Aber Göthilda lag vor seinen Knieen und umfaßte sie in heftigem, bitterem Schmerz.

„Es ist sein Geburtstag," sagte Jarl Herkules zu ihr, indem er sie aufhob, „sein Geburtstag in der höchsten und besten Bedeutung des Worts. Sein letzter Wunsch ist nun erfüllt, er wird uns von seinem Himmel herab segnen und wir sollen durch unser irdisches Leben ihn erfreuen. —

General Herkules wurde seinen Anordnungen gemäß begraben. In seinem Sarge lag er auf frischem, duftendem Tannenreis, die Hände wie zum Gebete gefaltet. Frisch und grün ruhte der Lorbeerkranz auf seiner freien Stirne. Er war im Tode noch schön. Alte Soldaten, unter Andern Stolz, trugen ihn zum Grabe. Und um das Grab stand eine große Familie von Geschwistern und um diese herum eine Schaar von Menschen aus der Handwerkerklasse, Männer und Weiber mit ihren Kindern. Und der kinderlose Greis wurde wie ein Vater beklagt und betrauert.

Niemand beklagte und betrauerte ihn jedoch so sehr wie Göthilda. Alles, was ihm am liebsten gewesen, nahm sie unter ihre Aufsicht und Pflege: sein Pferd, seine Hunde, seinen Stock, seine alte Bibel, seine kriegerischen Erinnerungen und den Thorshammer. Wie gerne spricht sie nicht in ihren vertraulichen Stunden mit ihren Geschwistern von ihm, wie gerne belebt sie nicht die Erinnerungen an seine Eigenthümlichkeiten und an die Abenteuer im Hause, so lange er da war! Ihr Mann hat in ihm einen fürchterlichen Nebenbuhler und bekommt hie und da die Worte zu hören:

„Du bist recht hübsch und ich habe Dich sehr lieb, aber so hübsch wie der Onkel Herkules wirst Du doch niemals.“

Göthilda selbst brachte es niemals dahin, daß man sie als ein Musterbild der Frauen in ihrer Vortrefflichkeit hätte aufstellen können. Aber sie war bei allen ihren Unvollkommenheiten, bei allen ihren tragischen und komischen Aus= und Einfällen ein recht braves, rechtschaffenes, gemüthliches und angenehmes Weib und wußte sich überall in der Gesellschaft bei Menschen sowohl als bei Thieren ungemein beliebt zu machen. Sie versöhnte sich vollkommen mit ihrem Schicksal, obschon ihr Mann sie manchmal dadurch ärgerte, daß er sich, wenn sie sich allzusehr in die Brust werfen wollte, seine Haarlocke in die Stirne hinabkämmte und sich ein möglichst albernes Aussehen gab. Gelegenheiten, um sich zu opfern, bekam sie nicht mehr.

Was sollen wir weiter erzählen von den Schicksalen der neuen Colonie und ihren Angehörigen? Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Prophezeihung der jungen Seherin, denn merkwürdig genug, ihre Aussprüche bewahrheiteten sich wirklich, wenigstens in der Hauptsache.

Was sie jedoch in Bezug auf Louise und Eli hinzuzufügen vergaß, wollen wir hiemit ergänzen.

Eli wurde ein ausgezeichneter, durch Natur und Wahrheit gewinnender Künstler. Er reiste nie nach Rom, aber er gewann einen Preis in Rom als der getreueste Darsteller des nordischen Lebens. Louise hielt ihm Haus, war glücklich in seinem und in der kleinen Karin Glück, befand sich immer wohl und in der heitersten Laune, glänzt jetzt wie eine Sonne unter den Hausräthinnen und erzählt noch immer lachend und weinend zugleich von den Leiden und Freuden der Familie Ollonberg.

Diese Geschwister verdienten auch ihr Glück, denn sie blieben jederzeit mit der Familie Dalberg fest verbunden durch die edelste und vielleicht seltenste aller Tugenden, die Dankbarkeit.

Und nun, geneigter Freund und Leser, ich habe es nicht vergessen, daß ich Dir und Göthilda, sowie der ganzen Familie noch ein Fest schulde:

Das chinesische Mittagsmahl; aber aufrichtig gestanden, ich habe jetzt keinen Appetit dazu und hoffentlich du auch nicht; ich glaube, daß wir uns nunmehr für dieses Mal trennen müssen.

Aber ein paar Worte muß ich noch sagen von unserer redlichen Maja und ihrem Schicksale, denn auch über sie hat uns die Sybille keine weiteren Mittheilungen gemacht.

Sie war und blieb ihr ganzes Leben hindurch — und dies brachte sie auf mehr als hundert Jahre — die getreue Dienerin der Familie Dalberg, und dieser Titel, der ihr unbestritten blieb, war ihr lieber als jede andere Ehre und Würde, wenn es je eine höhere geben sollte. Sie erlebte große Ehre und Freude an ihrem Pflegekinde und an ihren Herrschaften, unsern Geschwistern; auch sämmtliche Kinder derselben widmeten ihr eine ausgezeichnete Anhänglichkeit. In ihrem Alter that sie sich auf ihre Anziehungskraft, welche sie für die Kinder hatte, nicht wenig zu gute. Es ist aber auch wahr, daß sie beinahe immer von einer ganzen Kinderschaar umgeben war. Wir müssen nun noch von ihrer Hanna sprechen, wie brav sie wurde, und wie stolz und vergnügt Corporal Stolz dreinblickte, wenn er auf seinem Arme sein eigenes Söhnchen trug, und wie unser poetischer Meister Dalerin die Geburt desselben mit überaus rührenden Versen feierte, worin Mars und Venus sammt Amor figurirten, unsere ehrliche, bescheidene Maja höchst sonderbarer Weise mit dem Donnergott Jupiter verwechselt wurde, wie endlich diese Verse in Glas und Rahmen gebracht und umgeben mit einem Kranz von Heidelbeerreis an der Wand aufgehängt wurden; aber, geneigter Leser, ich fürchte in der That, es möchte dir zu rührend werden.

Und darum — lebe wohl.

Ende.

Bremer, Fredrika,

Geschwisterleben Roman

Bd.: 2

Stuttgart 1850